Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Siebenzehnter Jahrgang

Nr. 32 — Marburg i. H., den 6. August — 1903

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post=Zeitungsliste 1650 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,40 Mk., Ausland 2,65 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,25 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserats nach Nonpareille=Zeilen); Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk.

Inhalt: Heilige Erde. Gedicht — Die Gnade Gottes — Licht vom Osten: 7. Die Zahl des Tieres; 8. Die heilige ökumenische Synode — Der Weg des Menschen zu Gott — Jena oder Sedan? Roman von Beyerlein — Die sozialdemokratischen Siege und die religiöse Arbeit unter den klassenbewußten Arbeitern — Hustage. Aus Prag — Verschiedenes: Wie reiste Paulus nach Damaskus? Der Buddhismus in unserm modernen deutschen Geistesleben (Falke); Philosophische Dichtungen (Laßwitz); Dozentengottesdienste in Bonn vom Presbyterium erbeten, vom Konsistorium verwehrt — Anzeigen

Heilige Erde

Heilige Erde!
Meines Vaters und meiner Mutter Wiege!
Meines Vaters und meiner Mutter Grab!
Steigenden Lebens uralte Stiege,
Bahre, zu der es stieg hinab. — —

Und am Himmel steht die Sonne.
Und in Wipfeln wiegt mein Tag
Seiner Stunden Weh und Wonne . . .
Schweigend verharrt der grüne Hag.

Sinkt die Sonne langsam hinüber,
Steigt mein Schatten lautlos ab
Zu der wunderstillen Erde,
Meines Vaters und meiner Mutter Grab.

Fritz Philippi

Die Gnade Gottes

Ich sprach: Ich will dem Herrn meine Uebertretungen bekennen. Da vergabst du mir die Missetat meiner Sünde. Psalm 32, 5.

Ueber jedem Haupt schwebt das Gespenst der Schuld. Es hockt in der schlaflosen Nacht greifbar neben deinem Bett, schadenfroh weist es auf jedes Unglück als auf deine Strafe, unheimlich drohend steht es hinter jedem sonnigen Glück. Es drängt sich dazwischen, wenn wir im Gebet oder im frommen Empfinden mit Gott in Berührung kommen. Dann tauchen in scharfem unerbittlichen Lichte die Stunden vor uns auf, da wir uns selbst verloren; dann treten die Gestalten vor uns auf, an denen wir uns versündigt haben. Und wenn auch mitunter eine Stimme durch die Reue hindurchklingt: Du hattest doch Recht, und wenn auch die Bilder, an die sich unsere Schuld knüpft, immer noch Etwas von ihrem verführerischen Zauber behalten, es sind doch die schlimmsten Stunden, wenn unsere Schuld, unsere große Schuld vor unserer Seele steht.

Dann verliert man seinen inneren Halt. Man glaubt sein Recht vor den Menschen verwirkt zu haben. Die klaren und frohen Augen guter Menschen bohren sich wie Schwerter in das schuldbewußte Herz. Wie eine morsche Eisdecke bebt die Erde unter dem ängstlichen Fuß. Zitternd fassen die Hände jede neue Aufgabe an. Halt und Frieden wichen aus dem gepeinigten Herzen.

Und man sucht nach Halt. Die eigenen Gedanken wollen entschuldigen, aber immer übertönt sie wieder die Stimme der Anklage. Man tastet nach Menschen, die Halt und Frieden

wiedergeben könnten. Aber entweder sind sie zu ernst, dann stoßen sie noch tiefer in die Verzweiflung, oder sie sind zu leicht, und dann verstummt doch nicht auf ihr Wort die Stimme, die uns verklagt. — Hier hilft nur Gott. Er ist streng, aber er ist gnädig; er ist barmherzig, aber er ist ernst. Ihm können wir Alles sagen, und er vergiebt uns heimlich und völlig. Hat uns sein Auge den Frieden und unser Recht auf der Erde wieder gegeben, dann vertragen wir wieder die scharfen Blicke der Menschen. Und wir vergessen niemals den, der uns den innern Halt wieder gegeben hat.

Niebergall

Licht vom Osten

Vgl. 1900, 12. 13. 1903, 9. 11. 24. 26

7. Die Zahl des Tieres

Die Inschriften der wiederaufgegrabenen Stadt Pompeji geben vielleicht einen Beitrag zur Erklärung der vielbehandelten Stelle Offenbarung Johannis 13, 17 und 18. Es ist hier die Rede von der „Zahl des Namens des Tieres“:

Wer Verstand hat, soll die Zahl des Tieres berechnen; ist es doch die Zahl eines Menschen. Und zwar ist seine Zahl 666.

Ohne in die exegetische Debatte über diese Stelle eintreten zu wollen, darf ich Folgendes bemerken. Unter den wissenschaftlichen Auslegern besteht wohl kein Zweifel mehr darüber, daß der zu berechnende Name durch „Gematria“ zu gewinnen ist, d. h. man muß einen Namen suchen, dessen Buchstaben, wenn sie durch die ihnen gleichwertigen Zahlen ersetzt werden, zusammen die Summe 666 ergeben. Nun haben wohl die meisten Exegeten seither angenommen, die „Gematria“ sei eine spezifisch jüdische Methode des Zahlenrätsels gewesen, und man hat deshalb bei der Zahl 666 die Auflösungsversuche oft vom hebräischen Alphabet aus unternommen, besonders in der neueren Zeit. Thatsächlich war aber die Umsetzung von Wörtern in Zahlen und von Zahlen in Wörter auch dem griechischen Altertum nicht unbekannt, was schon die griechischen Lexika bei dem Worte isopsēphos lehren konnten. Auch die Kirchenväter, soweit sie bei der Lösung des Rätsels vom griechischen Alphabet ausgingen, konnten einen Fingerzeig geben, daß solche Zahlenrätsel der griechisch sprechenden Welt nicht ganz fremd waren. Daß sie hier aber sogar volkstümlich gewesen sind und zwar gerade in der Entstehungszeit der Offenbarung Johannis, haben wir bis vor Kurzem nicht gewußt. Erst A. Sogliano*)

*) Isopsepha Pompeiana, in den Rendiconti della Reale Accademia dei Lincei X (1901) S. 256—259. Ein Auszug steht in der Wochenschrift für klassische Philologie XIX (1902) Sp. 52.

publizierte antike Graffiti (Kritzeleien auf Wänden) aus Pompeji, also aus der Zeit vor dem Jahre 79 n. Chr., folgenden Inhalts:

Amerimnos gedachte seiner Herrin Harmonia im guten; die Zahl ihres schönen Namens ist 45 [vielleicht ist aber statt dessen zu lesen 1035].

Oder:

Ich liebe die, deren Zahl 545 ist.

Diese der Offenbarung Johannis zeitlich sehr nahestehenden Inschriften geben freilich noch manches Rätsel auf; aber was sie uns schon jetzt lehren, ist außer dem schon Angedeuteten Folgendes:

1. Es handelt sich auch bei ihnen um Personennamen, die aus irgend einem Grunde verhüllt werden sollten.

2. Diese Verhüllung geschah höchstwahrscheinlich durch Umsetzung der Buchstaben des Namens in ihren Zahlenwert und Addition zu einer einzigen Zahl.

3. Das entsprechende Zahlenrätsel der Offenbarung Johannis brauchte die Menschen der griechisch redenden Welt nicht notwendiger Weise semitisch, d. h. fremdartig anzumuten.

4. Es ist nicht unmethodisch, wenn man bei der Enträtselung der Zahl 666 vom griechischen Alphabet ausgeht.

Mehr behaupte ich vorerst nicht; insbesondere behaupte ich nicht, daß man vom griechischen Alphabet ausgehen müsse. Die ganze Frage wird aber näher geprüft werden dürfen, sobald man die Methoden der antiken Zahlenrätsel noch genauer kennt.

Jedenfalls wird durch die Entdeckung jener pompejanischen Graffiti das Buch der Geheimnisse wieder um ein Stückchen näher an die griechische Welt herangerückt, — die Welt, in der es entstanden ist, von der es die Exegeten aber oft durch eine allzu tiefe Kluft getrennt haben.*)

8. Die heilige ökumenische Synode

Daß auf die Ausbildung des altchristlichen Synodalwesens antike Vorbilder nicht ohne Einfluß gewesen sind, hat man schon öfter mit Recht vermutet. Auch in der Terminologie zeigt sich dieser Einfluß. Ich weiß im Augenblicke nicht, wann zum ersten Male in christlichen Kreisen der technische Ausdruck „heilige ökumenische Synode" auftaucht. Diese feierliche Formel begegnet uns aber sicher im zweiten oder dritten Jahrhundert nach Christus im nichtchristlichen technischen Gebrauch. Eine in Prusias am Hypios in Bithynien gefundene Inschrift aus dieser Zeit**) spricht von einem Beschluß „der heiligen ökumenischen Synoden", womit antike Künstler-Schauspieler-Verbände gemeint sind. Nähere Mitteilungen über die antiken ökumenischen Künstlerverbände giebt Erich Ziebarth in seiner für jeden Erforscher des älteren Christentums höchst interessanten Schrift über das griechische Vereinswesen.***)

Adolf Deißmann

Der Weg des Menschen zu Gott

Vgl. Nr. 31

Zwei Wege sind es von Alters her, auf denen die Menschen die Huld und Gnade der Gottheit suchen: Opfer und Gebet.

Das Opfer war in seinem alten Sinne schon lange in Israel gestorben. Unter dem steten Kampf der Propheten hatte das Volk verstanden, was die Griechen ebenso von ihren Philosophen gelernt hatten, daß die Gottheit zu groß sei, als daß der liebliche Geruch brennender Fettstücke ihr Freude sein könne. Immer wieder hatten die Propheten gepredigt, daß Barmherzigkeit besser sei als Opfer, daß Gott nicht glänzenden Kultus, sondern rechte Gesinnung und gerechtes Tun liebe, und so wurde allmählich das Opfer immer weniger als wirkliche Gabe an die Gottheit gedacht: es war Gesetz und Sühne, d. h. Sakrament, geworden. Gott hatte die Opfer geboten, die Opfer zu Jerusalem, die Priester und allen Pomp des Tempels; als Gebote, als einen Teil des Gotteswillens tat man sie. Daneben aber glaubte man an die sühnende, weihende Kraft des Blutes und des Blutbundes, der Besprengungsriten. „Blut" steht darum im Neuen Testament auch so häufig für Opfer.

Für Paulus war das Opfer mit dem Gesetz prinzipiell abgetan. Zur Seligkeit nötig ist es so wenig wie das Gesetz. Das einzige Opfer, das die Christen bringen müssen, ist das Opfer ihres Leibes, den sie als eine lebendige, heilige, Gott wohlgefällige Gabe darbringen können — der einzige „vernünftige Gottesdienst", den es giebt Röm. 12, 1. In diesen Worten liegt die stärkste Kritik des Opfers, die Paulus je ausgesprochen hat. Unvernünftig ist es, Tiere zu opfern, „ein Männlein ohne Fehl": ein Menschenleib, unbefleckt von Sünde, ist Gottes schönste Freude.

Wie wir gesehen haben, hat Paulus nicht immer diese Innerlichkeit festhalten können: das Opferessen als Sakrament war ihm eine Wirklichkeit. Im Christentum ist das Essen und Trinken des Christus in Wein und Brot an die Stelle der israelitischen und heidnischen Mahlzeiten getreten. Opfermahl und Sakrament sind hier wie dort in gleicher Weise vorhanden 1. Kor. 10, 16—20.

Ja noch mehr: Christus ist in der Tat das große Opfer der Christen, sein Blut hat die Sühne gebracht Röm. 3, 25; 5, 9; 8, 3; 2. Kor. 5, 21. Er ist als unser Passahlamm geopfert worden 1. Kor. 5, 7.

An dieser Stelle ist das zweite Einfallsthor des Polytheismus in die Religion der Innerlichkeit, der frommen Gesinnung, gewesen. Erst nur ein Bild, zum Zweck der Verteidigung des „ärgerlichen" Todes Jesu geprägt, fing das Opfer allmählich wieder an, eine Wirklichkeit zu werden. Mit der Entstehung der Messe, mit ihrem immer erneuten, wenn auch unblutigen Opfer war der Sieg des Polytheismus entschieden. Die Menschen wollten wieder Opfer haben wie ihre Väter sie hatten, Entlastungen der Seele, Ersatz für die mangelnde Bereitwilligkeit zu jenem vernünftigen Opfer des eigenen Leibes.

Am merkwürdigsten aber ist, daß wir nicht mit Gewißheit sagen können, ob Paulus selbst noch im Tempel zu Jerusalem geopfert hat oder nicht. Von den Jüngern Jesu kann man es fast mit Sicherheit annehmen. Nach der Apostelgeschichte 21, 21—27, hat es auch Paulus getan, und es liegt kein rechter Grund vor, diese Tatsache zu bezweifeln. Eine Sicherheit läßt sich nicht gewinnen, da das Opfer schon im Judentum eine zu geringe Rolle spielte. Im Kampf mit den Judaisten wird es nie als eine ihrer Forderungen erwähnt. In der Diaspora hatte es ja auch kaum eine Bedeutung. Ein wirklicher Kampf gegen das Opfer ist erst später im Christentum geführt worden: erst der Hebräer- und der Barnabasbrief haben das Opfer feierlich für abgetan erklärt und große Beweise dagegen geschmiedet.

Mag es Paulus nun wie immer mit dem Opfer gehalten haben: nicht das Opfer, sondern das Gebet ist der Weg gewesen, auf dem er seines Gottes Gaben und die Gemeinschaft mit ihm gesucht hat. Christenleben heißt ihm Freude und Gebet:

> Freuet euch allezeit, betet ohne Unterlaß, danket für Alles: das ist der Wille Gottes in Christus Jesus an euch. 1. Thess. 5, 16 ff.
>
> Freuet euch in dem Herrn allezeit. Noch einmal sage ich es: freuet euch! Lasset allen Menschen eure Lindigkeit kund werden! Der Herr ist nahe. Sorget Nichts, sondern die Anliegen, die ihr habt, bringet vor Gott mit Gebet, Flehen und Danksagung. So wird der Frieden Gottes, der alle Gedanken übersteigt, eure Herzen und Gedanken bewahren in Christus Jesus. Phil. 4, 4—7.

Das ist der Grundton des Christenlebens nach Paulus. Nicht Sorge, sondern Freude und Gebet Phil. 1, 3. Schöner hätte auch Jesus nicht das Leben der Kinder Gottes beschreiben

---

*) Es wird unsere Leser freuen zu wissen, daß wir nach Abschluß der Weinelschen Artikelreihe über Paulus von anderer Seite einen ähnlichen Beitrag zur Erläuterung der Offenbarung Johannis bringen werden.

**) Publiziert in den Mitteilungen des Kaiserlich Deutschen Archäologischen Instituts, Athenische Abteilung 1899, S. 433.

***) Das griechische Vereinswesen. Preisschriften der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft zu Leipzig XXXIV. Leipzig 1896, S. 88 f. und 212 f.

können. Wie Strahlen sonnigen Lichtes brechen solche Worte aus den schweren, dunklen Massen Paulischer Streittheologie hervor.

Und wie er Anderen das Christenleben beschrieb, so hat er es selbst ihnen vorgelebt. Keinen Brief fängt er an, dessen einfache Grußformel er nicht in eine Bitte um „Gnade und Heil“ von Gott und unserm Herrn Christus verwandelt hätte, keinen Brief schließt er, ohne in irgend einer Form zu beten: Die Gnade unseres Herrn sei mit euch. Amen. Und an den Gebetsruf schließt er überall ein längeres Eingangsgebet an — außer im Galaterbrief, wo es für ihn unwahrhaftig wäre, zu beten und zu danken: so sehr ist er erregt über den Abfall seiner Gemeinde. Dafür hat er der Schlußbitte dieses Briefes noch ein herzliches „meine Brüder“ hinzugefügt, das sich sonst in keinem Brief findet.

Heute, wo so Viele diese Eigenart des Apostels nachahmen, ist es uns wirklich schwer gemacht, sie in ihrer ganzen Frische zu empfinden. Es sind für uns so abgegriffene oder liturgisch versteinerte Formen, daß wir nicht mehr recht nachfühlen, wie kraftvoll und originell sie einst einem frommen, gotterfüllten Herzen entquollen. Denn eigenartig ist Paulus in diesen Gebetsrufen gewesen, wie sehr man ihm auch anmerkt, daß er in einem Volke aufgewachsen ist, das seit Jahrhunderten Psalmen und Liturgien sang. Man muß diese Gebetsrufe schon im Urchristentum als so sehr für Paulus charakteristisch gekannt haben, daß fast Alle, die auf seinen Namen nachher Briefe schrieben, diese Stileigentümlichkeit nachahmten. Freilich ein volles Bild von der Art, wie Paulus betete, geben auch die längeren Dankgebete am Anfang der Briefe nicht; dazu sind sie viel zu fein stilisiert und gehen sie nach den ersten Worten, die sich an Gott richten, zu schnell in eine Anrede an die Gemeinden über. Paulus ist eben zu keusch gewesen, selbst in vertrauten Briefen seinen Gemeinden schriftlich Etwas vorzubeten.

Wie er die Freude allezeit bewahrt und durch die Danksagung für alle Dinge und Widerfahrnisse genährt hat, davon ist sein Gebet im Eingang des zweiten Korintherbriefes ein schöner Beweis:

> Gelobt sei der Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi, der Vater der Barmherzigkeit und Gott alles Trostes, der uns in all unsrer Trübsal tröstet, damit wir zu trösten vermögen, die in irgend einer Trübsal sind durch den Trost, durch den wir selbst von Gott getröstet werden. Denn wie wir des Christus Leiden reichlich erfahren, so erfahren wir auch reichen Trost durch ihn. Leiden wir, so geschieht es euch zu Trost und Heil, werden wir getröstet, so ist es euch zum Trost, der sich auswirkt in Ertragung derselben Leiden wie wir sie erfahren. Und wir haben gute Hoffnung für euch; denn wir wissen, daß ihr wie an unsern Leiden, so auch an unserm Trost Anteil haben werdet.

Das Gebet ist dem Apostel das Schönste am Christenleben. Der eigentlichste und beste Erfolg der großen Kollekte werden die Worte herzlichen Dankes sein, die aus dem Munde der Empfänger zu Gott emporsteigen 2. Kor. 9, 11. Der Erhörung seines Bittgebets ist der Apostel ganz sicher; oft spricht er seine Bitte für Andere in der Form der sicheren Zukunft aus 1. Kor. 1, 8: „Er wird euch auch fest machen bis zum Ende, sodaß euch Niemand wird anklagen können am Tage unseres Herrn Jesu Christi.“ In gleicher Weise tritt in dem Anfangsgebet des Philipperbriefs nach dem Dank nicht die Bitte, sondern die Gewißheit auf:

> Ich danke meinem Gott, so oft ich euer gedenke — denn allezeit, wenn ich bete, bitte ich für euch, und das mit Freuden über euer festes Halten beim Evangelium vom ersten Tage an bis zu dieser Stunde, indem ich fest darauf baue, daß, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden bis zum Tage Jesu Christi.

Wie er — und nicht nur diese Stelle, sondern noch manche andere zeigt es — für seine Gemeinden immer betet, so bittet er sie auch wiederum um ihr Gebet: mit ihm sollen die Römer „kämpfen“ im Gebet, daß er aus den Händen der Juden gerettet und ihnen „durch ihr Gebet selbst geschenkt werde“ Röm. 15, 30 f., vgl. Philem. 22. Und in fröhlicher Hoffnung hat er den Philippern, die ihn unterstützt hatten — sie waren die einzige Gemeinde, von der er solches annahm —, gesagt, daß er ihnen nur vergelten könne durch das Gebet. Aber der Kraft dieses Gebetes ist er ganz sicher, so sicher wie ein Kind: „Mein Gott wird euch Alles, was ihr nötig habt, reichlich geben, seinem Reichtum entsprechend“ Phil. 4, 19.

Ward Paulus nicht erhört, so ward er doch gehört von seinem Gott. Wider das schwere Leiden seines Lebens hat er dreimal den Herrn angerufen; aber nicht Gesundheit und nicht Erleichterung ward ihm zuteil, sondern die Antwort: „Die Kraft vollendet sich in der Krankheit, meine Gnade muß dir genug sein“ 2. Kor. 12, 8. Es „antwortet“ dem Betenden hier dieselbe Stimme, die Jesus sprechen ließ: Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.

Auch darin gleicht des Paulus Gebet dem Beten Jesu, daß seine erste Bitte und sein vornehmster Inhalt die Bitte um das Kommen des Reiches Gottes ist, wenn man dieses Reich im Sinne des Apostels als Friede und Freude im heiligen Geist versteht Röm. 14, 17. Die vierte Bitte nimmt nur einen kleinen Raum im Gebet des Paulus ein. Bei ihm ist es nicht wie in unsern offiziellen Kirchengebeten, wo sie alles Andere fast ganz verschlungen hat — denn auch die Kirche und ihre Diener gehören zur vierten Bitte und nicht zur zweiten, sind „täglich Brot“ und nicht sichtbares Reich Gottes. Aeußere Güter für sich erbittet Paulus in seinen Briefen nur, um Andern zu helfen. So betet er um gute Reise 1. Thess. 3, 9 f. Er dankt für Rettung aus Gefahr 2. Kor. 1, 10, für Bewahrung vor einem leicht zu mißdeutenden Schritt in der Missionspraxis 1. Kor. 1, 4 und Aehnliches. Allermeist liegt ihm die Sorge für inneres Wachsen und Erstarken seiner Gemeinden auf dem Herzen, und in den herzlichsten und gütigsten Worten hat er sie in Gebets- und Segenswünschen kund getan:

> Gott ist mein Zeuge, wie ich mich sehne nach euch allen mit der Innigkeit Christi Jesu. Und darum bete ich, daß eure Liebe noch mehr und mehr reich werde in Erkenntnis und allem sittlichen Gefühl, damit ihr prüfen lernt, was gut oder böse ist, damit ihr rein und unanstößig werdet auf den Tag Christi, erfüllt mit Frucht der Gerechtigkeit, wie sie durch Jesus Christus kommt, zur Glorie und zum Lobe Gottes Phil. 1, 9.

Auf diesen Ton ist auch sein Dank gestimmt:

> Wir danken Gott allezeit über euch alle, indem wir von euch reden in unsern Gebeten, da wir ohne Unterlaß gedenken eures Glaubenswerkes und eure Liebesmühe und eures Beharrens in der Hoffnung auf unseren Herrn Jesus Christus angesichts unseres Gottes und Vaters. 1. Thess. 1, 2.

Diese wenigen Beispiele mögen für viele sprechen. So hat Paulus gebetet. Nirgends tritt uns seine tapfere, kernige, gütige und liebevolle Persönlichkeit so entgegen wie in seinen Gebeten. Unsere Gebete sind unsere Richter, nicht weniger als unsere Hoffnungen; denn sie sind das Wollen unserer Hoffnungen. Leider ist, wie gesagt, gerade ein Umstand, der des Paulus hinreißende Kraft im Gebet beweist, uns jetzt die Ursache geworden, daß wir sie so oft nicht erkennen: der Umstand nämlich, daß die Kirche bis auf den heutigen Tag von seinen Gebeten lebt und so Viele sie bis jetzt einfach nachahmen. Dadurch klingt uns Manches nicht mehr so echt, wie es einst gemeint war. Wer sich von diesem Eindruck los machen kann, der findet eine Fülle des Echtmenschlichen, Reinen, Gütigen und Starken in allen Gebetsworten des Apostels.

So betete Paulus „mit der Vernunft“. Daneben aber kannte er die höchsten Augenblicke des Gebetes, in denen es in seiner Seele und aus seinem Munde „Vater“ schrie Gal. 4, 6; Röm. 8, 15, und wiederum jene stillen und doch so starken Stunden, in denen der „Geist“ in ihm für ihn sprach mit unaussprechlichen Seufzern Röm. 8, 26 f. Auch ihm waren es die höchsten Zeiten seines Lebens, wenn er so, ergriffen von der Gewißheit, daß er seinen Vater gefunden habe, hingerissen und emporgetragen vom Gottesgedanken, jenes wortlose Gespräch des Herzens mit Gott, jene heiße Sehnsucht erlebte, in der das Gebet verschwindet in dem einen Gefühl:

Laß mein Herz
überwärts
wie ein Adler schweben
und in dir nur leben.

Heinrich Weinel

Jena oder Sedan?

Roman von Franz Adam Beyerlein. Zwei Bände. Berlin, Verlagshaus Vita. 7 Mk., gebunden 10.

Der in sechster Auflage mir vorliegende Roman wird sicher einen ungemeinen buchhändlerischen Erfolg erzielen. Das Ausland wird sich nur allzugern an seiner Lektüre beteiligen, und in Deutschland wird er natürlich von Jedermann gelesen werden, der Wert darauf legt, mit seiner Belesenheit auf der Höhe zu sein. Ich persönlich bin der Meinung, daß man ein leidlich gebildeter Mensch sein kann, ohne diese Novität sich zu Gemüte geführt zu haben; der geistige Gewinn, den man davon trägt, steht in keinem Verhältnis zu den peinlich zwiespältigen und unerfreulichen Empfindungen, die das Buch einem feiner fühlenden Leser bereiten muß. Aufregend und niederschlagend ist die Wirkung, aber nicht in dem Sinne erschütternd, daß wir ernster und gesammelt würden. Sie geht auf die Nerven, nicht auf Herz und Gesinnung. Aber diese unsere Kritik wird nicht im Stande sein, dem Laufe des Buches Einhalt zu tun.

Seinen Haupterfolg verdankt es seinem Stoffe. Das Militärwesen, das Leben des Offizierkorps hat nun einmal für das Publikum einen ganz besonderen Reiz, einen umso größeren, je unweigerlicher sich die Mehrzahl von diesem interessanten Paradies ausgeschlossen sieht. Und nur allzu gerne sehen Viele ihre Neugier in der Form boshaften Klatsches befriedigt, der in weitem Umfange in unserem Buche das Wort führt. Männlein und Weiblein, politische und unpolitische Leser hören willig Etwas von Militärskandalen, auch wenn es sich um die eigene Armee handelt, von der wir im Ernstfall uns doch recht tüchtig und energisch verteidigen lassen möchten. Der stoffliche Reiz des Buches ist denn auch so groß, daß wohl die meisten Leser mit Spannung und ohne Unterbrechung es durchlesen werden. Es läßt nicht los und läßt nicht zur Besinnung kommen. Wehrlos und kritiklos werden Viele ihm gegenüberstehen und mit dem Eindruck es aus der Hand legen, daß doch Vieles recht faul im Armeestaate sei. Und wenn auch an Jena Niemand wird denken wollen, — der Glaube an Sedan wird stark erschüttert sein. Gegenüber vielen lobenden und in Wahrheit kritiklosen Kritiken sei es mir gestattet, einige Bedenken gegen das Buch geltend zu machen. Es hätte eine Dichtung und ein vaterländisches Ereignis ersten Ranges werden können — in Wahrheit ist es nichts als ein im tiefsten Grunde unwahrer Sensationsroman.

Wie stark aber in diesem Werke die Tendenz hervortritt — es wäre verkehrt, vor allem sie herauszudestillieren und nach ihr zu urteilen. Allzu billig ist es, den Verfasser als Sozialisten und sein Werk lediglich nach der politischen Schablone zu betrachten. Er hat das Recht, als Dichter verstanden und beurteilt zu werden. Damit geschieht ihm nicht etwa eine besondere Milde. Sondern es ist der strengste Maßstab, der an ihn angelegt werden kann. Und vielleicht wird er dabei schlimmer fahren als bei der bloß politischen Kritik. Es geht nicht an zu sagen: die Tendenz mag schlecht sein, aber die Dichtung ist gut. Untrennbar hängt hier wie immer Kunstwerk und politische Absicht zusammen. Ist es schon ein Mangel am Kunstwerk, wenn überhaupt eine Tendenz aufdringlich hervortritt, so kann eine nicht überzeugend wirkende, einseitige, übertriebene oder unwahre Lehrabsicht nur in tief liegenden künstlerischen Fehlern begründet sein. Denn wo echtes dichterisches Empfinden und ein wirkliches Können waltet, wird das Ergebnis immer so gestaltet sein, daß es auch den Widerstrebenden fortreißt und schließlich doch den Gesamteindruck der Wahrheit zurückläßt. Das ist bei diesem Buche nicht der Fall und darum fragen wir zuerst nach seinem Kunstwert.

Der Inhalt des Werkes ist von dem Rahmen einer zweijährigen Dienstzeit umspannt, die wir vom Tage der Rekruteneinstellung bis zur Entlassung miterleben. Was in diesem Zeitraum in einem Provinzial-Artillerie-Regiment vorgeht, sehen wir, nicht nur mit den Augen des Mannes aus dem Volke. Die Schicksale des braven Kanoniers, der unsere Sympathie vom ersten bis zum letzten Kapitel festhält, haben ihr Gegenstück in der Tragödie eines hochbegabten, edlen Offiziers. Zwischen dem Mannschafts- und dem Offiziers-Roman stehen Geschichten aus dem Leben der Unteroffiziere. Aus diesen drei Strängen ist die Handlung geflochten, alle drei führen zu düsterem, teilweise grauenhaftem Ausgang. Erinnert dies Nebeneinander paralleler Handlungen an Zolas Technik, so fehlt doch die großartige Kunst des Franzosen, auf solche Weise Massenschicksale zu veranschaulichen. Nur scheinbar wird hier ein voller Querdurchschnitt durch das Leben des Regiments gegeben. Für den vielseitigen und vielköpfigen Gegenstand ist das Personal zu dürftig. Es treten doch nur ein paar Hauptfiguren hervor, die Nebenpersonen sind zu episodisch, staffageartig behandelt. Am lebendigsten sind noch die Mannschaftstypen; aber z. B. die Leutnantsgruppe, auf die der Verfasser eine ganz besondere Sorgfalt hätte verwenden müssen, ist nur sehr oberflächlich skizziert. Umso mehr wird man sich an Zolas Kunst gemahnt fühlen durch die realistische Schilderung im Einzelnen. Aber auch hier darf man nicht zu viel an ihn denken, denn an überzeugender Anschaulichkeit erreicht unser Verfasser ihn nicht, oder nur an wenigen Stellen. Ueberhaupt scheint es mir an der Zeit, diese Art der Darstellung nicht mehr so sehr zu bewundern; die realistische Technik ist durch das gewaltige Vorbild Zolas zu einem Gemeinbesitz der Litteraten geworden; man verlangt heute, daß ein Schriftsteller dies Handwerkszeug beherrsche und daß er dazu ernsthafte Beobachtungsstudien mache. Aber etwas Besonderes wird er nur leisten, wenn er mit diesen Hilfsmitteln eine eigene Weltanschauung oder Empfindungsweise zum Ausdruck zu bringen versteht. Die bloße Darstellung des Wirklichen nennen wir heute nicht mehr Kunst. Ganz besonders verdenken wir es aber einem Schriftsteller, wenn er in der unverhüllten Darstellung des Grausigen oder des Geschlechtlichen dem Meister des Realismus nacheifert. Auf diesem Gebiet Wirkungen zu erzielen, ist nicht schwer. Mit ernsthafter Kunst hat das Nichts zu tun. Immerhin ist die gute Beobachtung und Einzelschilderung der Hauptvorzug des Buches. Was die Wirkung verstärkt, ist die unverkennbare Liebe, mit der das eigentliche Soldatenleben dargestellt ist. Wer hier eine Karrikatur erwartet, wird angenehm enttäuscht werden. Wer selbst Soldat war, wird sich an vielen Stellen mit Entzücken von vertrauten Stimmungen umweht fühlen. Der undefinierbare Kommißduft, kameradschaftliche Gefühle, Morgenluft und Marschmusik, Manöverfreuden und „Reserve“jubel — wer das Alles kennt, wird manche Freude an dem Buche haben.

Mit dieser aus wirklicher Kenntnis und Erfahrung geflossenen Schilderung legt der Verfasser ein beredtes Zeugnis ab für die kernhafte Gesundheit des Menschenmaterials, aus dem unsere Armee besteht und für die innere Tüchtigkeit des Betriebes. Es ist ihm nicht gelungen, und er hat es auch wohl nicht beabsichtigt, den außerordentlichen Schatz von Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit, Ausdauer, Selbstbeherrschung, Liebe zur Waffe, und wie die militärischen Tugenden alle heißen mögen, wegzuleugnen. Die grellbeleuchteten Ausnahmen geben sich selber als Ausnahmen. Im Ganzen überwiegt, namentlich in der ersten Hälfte des Romanes, der Eindruck, daß in unserer Armee die gesunde Volkskraft ungebrochen und daher ein im Kern unüberwindliches Volksheer noch vorhanden ist. In dieser Beziehung hat unser Verfasser sogar zu wenig getan, wenn er ein volles Wirklichkeitsbild schaffen wollte. So erfahren wir nicht, wie die fortschreitende Industrialisierung unseres Volkes sich in der körperlichen Verfassung der Mannschaft geltend macht, ob die fortschreitende Unsittlichkeit im Volkstum degenerierende Folgen zeigt, ob Weichlichkeit, Genußsucht, Trunksucht in der Mannschaft stärker eingerissen sind als früher. Es wäre ja beruhigend, wenn das nicht der Fall wäre. Hier aber scheint mir der Verfasser nicht genug Realist, will sagen, nicht ernst genug zu sein. In einer Hinsicht freilich hat er erschütternde Bilder gezeichnet, die in Vielem der Wirklichkeit entsprechen mögen. Daß die Beschaffung eines geeigneten Unteroffizier-Materials auf die größten Schwierigkeiten stößt, ist bekannt. Wie in diesem „Zwitterstande“ mit seiner notwendigen Halbbildung die Nachahmung von Sitten und Un-

sitten der Offiziere einreißt, wie Spiel, Trunk und Luxus sehr bedenkliche Erscheinungen zeitigen, tritt in dem grausigen Wachtmeister-Roman hervor. Aber auch hier ist die Gegenüberstellung von alter guter und neuer schlechter Zeit zu mechanisch, auch hier fehlt es an der bunten Fülle der Gestalten, aus der man erst den richtigen Gesamteindruck gewinnen würde. In Wahrheit ist auch hier das wirkliche Leben mannigfaltiger. Bemerkenswert ist das Zugeständnis, daß gerade der im Privatleben verlottertste Unteroffizier als der militärisch tüchtigste gezeichnet ist. Als Reiter, Pferdepfleger und Beherrscher der Batterie steht er unerreicht da. Je günstiger das Gesamtbild militärischen Lebens ist, das der erste Band entrollt, um so schwerer hat sich der Verfasser die geplante Kritik gemacht.

Der zweite Band wirkt denn auch einfach niederschmetternd. Auf solche Ausgänge war man nicht gefaßt. Und hier ist nun der Punkt, wo der Zusammenhang zwischen künstlerischem Unvermögen und Tendenz so deutlich hervortritt. Fast naiv wirkt die Ungeschicklichkeit, mit der die Katastrophen angesetzt werden. Sie sind nicht das organische Ergebnis vorhergehender Entwicklungen, sondern sind sämtlich Zufallswirkungen. Der Sozialdemokrat Wolf hat sich die ganze Dienstzeit über musterhaft geführt und mit eiserner Selbstbeherrschung seine rebellierende Empfindung zurückgedrängt. Am Entlassungstage aber läßt er sich zu schwerer Untat hinreißen und vernichtet damit sein Leben. Ebenso verscherzt sich der Held des Buches, das Muster eines braven und gesunden Soldaten, am Ende seiner Dienstzeit durch einen Augenblick der Disziplinlosigkeit Freiheit und Soldatenehre. Und in einem ganz unbegreiflichen und unmotivierten Anfall von Selbstvergessenheit zerstört der Leutnant Reimers durch einen Fehltritt seine Zukunft. Kraß und brutal waltet hier überall der Zufall; das Alles hätte nicht sein müssen. Allerdings birgt auch dieser Umstand ein Korn Wahrheit in sich, denn wer das militärische Leben kennt, weiß sehr wohl, wie oft auch über dem bravsten Soldaten und Offizier die Gefahr einer militärischen oder menschlichen Entgleisung schwebt, wie oft unberechenbare Umstände, persönliche Mißgunst und Verständnislosigkeit, „Pech" in jeder Form von allen Seiten drohen können — und doch: diese Art der Katastrophe wirkt im höchsten Grade unkünstlerisch, wie alles Zufällige. Nur das Organische, in sich Notwendige ist Kunst. Weil diese Schlüsse aber unkünstlerisch sind, darum beweisen sie auch Nichts. Mit anderen Worten: der Mangel an künstlerischer Durchführung stempelt das Buch zu einem sensationellen Tendenzroman.

Betrachten wir nun die Tendenz des Verfassers, die Thesen, die er durch seine Darstellung beweisen will. Was uns zunächst interessiert, ist die Frage: wie steht es mit der Sozialdemokratie im Heere? Auf sie eine wirklich sachkundige, überzeugende Antwort zu empfangen, hatten wir gehofft. Aber gerade hierin läßt der Verfasser uns ganz im Stich. Daß ein großer Prozentsatz der Mannschaften von der Sozialdemokratie herkommen, wird vorausgesetzt. Aber wir sehen von dieser Menge nicht viel. Wie sie sich mit der militärischen Umgebung auseinandersetzen, das wird nur an zwei Gestalten veranschaulicht. Die Masse bleibt stumm. Vielleicht ist das Absicht. Denn es versteht sich von selbst, daß die Leute während der Dienstjahre keinen Gebrauch von ihrer Ueberzeugung machen. Sie sind also tatsächlich als Sozialisten so gut wie nicht vorhanden. Auch die beiden Vertreter der Richtung lassen sich nichts merken, sie agitieren wenig oder gar nicht und sind vortreffliche Soldaten. Daß der Eine, ein schwärmerischer Idealist, schließlich durch eine Explosion seines Gerechtigkeitsgefühls zu Grunde geht, ist, wie gesagt, weder sachlich noch psychologisch genügend vorbereitet und motiviert. Es soll dies wohl ein symbolischer Ausdruck dafür sein, daß trotz aller Selbstbeherrschung ein Friede zwischen Militarismus und Sozialdemokratie innerlich unmöglich ist: der Sozialist ist dabei immer der Märtyrer. Nun wird aber im Einzelnen gar nicht veranschaulicht, inwiefern gerade der Sozialist durch das militärische System leidet. Um Mißhandlungen durch Vorgesetzte und Kameraden empörend zu finden, dazu braucht man kein Sozialdemokrat zu sein. Wenn der Verfasser den Standpunkt einnimmt, daß die sozialistisch verseuchte Armee eine unbrauchbare Waffe sei, so mußte er in anschaulicher Weise zeigen, daß der normale Dienstbetrieb den überzeugten Sozialisten beständig in solche Reibungen und Konflikte führt, daß auf ihn im Ernstfall nicht mehr zu rechnen ist. Aber diesen Eindruck gewinnen wir durchaus nicht. Wie es in diesem Buche scheint, bringen gerade die Sozialisten ein solches Maß von Intelligenz und Schulung mit, daß sie als besonders befähigte Soldaten nicht nur, sondern als vorzügliche sittliche Elemente im Ernstfall geradezu Stützen der Armee sein werden. Von dem idealer angelegten Wolf erwartet man das ohne weiteres, aber auch von dem sehr viel weniger edlen Weise hat man den Eindruck, daß er im Kriege seiner Batterie die besten Dienste leisten wird. Man könnte nach diesen beiden Typen glauben, der Verfasser habe eine geradezu optimistische Anschauung über den Einfluß der Sozialdemokratie aufs Heer. Aber daneben steht allerdings etwas Anderes. Das geringe Hervortreten der Sozialdemokratie hat zur Kehrseite die vom Dichter umso lebhafter verfochtene Ueberzeugung, daß die Armee eine unfreiwillige Erzieherin zur Sozialdemokratie sei. Das Zusammenströmen ländlicher und städtischer Elemente, die vielfachen Roheiten der Behandlung, der Eindruck nutzlosen Zeitverlustes und zielloser Quälerei mit Paradedrill, die Vorstellung der ungeheuren Kosten des Militarismus, die Einblicke in das Leben der Offiziere, schließlich solche erbitternden Erfahrungen, wie der Kanonier Vogt sie machen muß — das Alles soll dazu dienen, daß Viele, die königstreu ins Heer kommen, als Sozialdemokraten austreten. Die Veranschaulichung dieser These ist dem Verfasser wohl am besten gelungen. Man bekommt von dieser Seite seiner Darstellung einen starken Eindruck. Bewiesen hat er sie gleichwohl nicht. Denn hier ist das Bild wieder einseitig. Es fehlen die doch wohl nicht geringen Elemente, die ihre Dienstzeit mit Ehren und ohne derartige Zufallszwischenfälle beenden, mit Stolz und Freude an die Zeit im bunten Rock zurück denken und unvermeidlich mit unterlaufenden Aerger und Bitterkeit vergessen. Immerhin wird es viele Fälle geben, die nach dem Schema des Verfassers verlaufen, und seine These hat ein Korn von Wahrheit, besonders für die vom Lande kommenden Soldaten. Für sie ist die Militärzeit die erste und sehr eindrucksvolle Berührung mit der großen Welt. Wie ihnen hierbei nicht nur Kultur, sondern auch Unsitte und Laster anfliegen kann, so wird normaler Weise ein geistiges Erwachen stattfinden, und die Rolle des Erweckers spielt nicht nur der Unteroffizier, sondern vor allem die Sozialdemokratie. Aber, daß ist eben nur ein Beispiel dafür, daß für unser Volk heute überhaupt die Sozialdemokratie diese Bedeutung hat. Daran kann alle Sozialistenangst nichts ändern. Man hat die Tatsache anzuerkennen und sich mit ihr abzufinden. Ob wir im Stande sein werden, dieser ungeheuren Macht ein Gegengewicht zu bieten, ist eine Frage. Daß die Armee befähigt wäre, sozialistische Gesinnung auszurotten, ist jedenfalls ganz unwahrscheinlich. Aber, daß aus dieser Sachlage eine Gefahr für die Armee und für das Vaterland entstände, das ist ebenfalls schwer einzusehen. Natürlich ist es unmöglich, zu prophezeien. Aber, daß die Sozialisten unsre Armee nach Jena führen sollten, das ist ein Mißtrauen, das Jedem, der unser Volk kennt, ganz ungerechtfertigt erscheinen muß. Wenn es zum Kriege kommt, werden sie sich eben so gut schlagen, wie die Soldaten, die auf königstreue Gesinnung abgestempelt sind.

Unter den kritischen Betrachtungen, die sich schon den einfachen Soldaten aufdrängen sollen, spielt vor allem der Gedanke eine Rolle, daß unsre Armee vor lauter Paradedrill die Ausbildung zur wirklichen Kriegstüchtigkeit entbehren müsse. Der ganze Betrieb sei auf die Besichtigungen zugeschnitten, die ganze unendliche Quälerei des Exerzierplatzes sei für den Ernstfall wertlos. Diese Anschauungen werden mit verstärktem Nachdruck und zusammenhängender Begründnng auch vom Standpunkte der Offiziere vertreten. Der mit voller Begeisterung und festem Glauben an die Vorzüglichkeit unsres Heeres in die Front zurückkehrende Leutnant Reimers stößt auf diese kritische

Stimmung zunächst bei seinem kühler veranlagten Freunde, dem ein Aufenthalt in Berlin die Augen geöffnet hat; dann findet er die selben Gedanken bei seinem hochverehrten, vortrefflichen Oberst. Und so wird er langsam und allmählich aus seinen Illusionen geweckt, bis endlich mit dem Zusammenbruch seines persönlichen Glückes auch sein Glaube an die Armee vernichtet wird. Mit ihm sollen auch wir in diese trostlose pessimistische Stimmung hineingezogen werden, und wenigstens das wird dem Verfasser bei vielen Lesern gelingen, daß sie zweifelnd und angstvoll fragen, ob es denn wirklich so mit uns bestellt sei. Niemand wird ohne schmerzliche Empfindungen das Buch aus der Hand legen, aber wenn er den Inhalt noch einmal überdenkt, so wird er zu der Erkenntnis kommen, daß der Verfasser auch diese These zu beweisen nicht im Stande gewesen ist. Hier gerade hätte sich der Dichter zeigen müssen. Er hätte uns miterleben lassen müssen, er hätte veranschaulichen sollen, wie die kriegsmäßige Ausbildung der Truppe unter dem Exerzier-Reglement leidet. Aber Nichts davon: was wir wirklich vom Dienstbetrieb zu sehen bekommen, die Schießübung und die Manöver, die Geschützbedienung und die Pferdepflege, — das ist Alles so kriegsgerecht wie möglich. Und der Blick über den Zaun auf das Exerzieren der Infanterie genügt dann doch wohl noch nicht, um die Ueberzeugung zu begründen, daß es dort schlimmer bestellt sei. Der Verfasser überzeugt uns nicht durch seine Darstellung, sondern greift zu einem höchst kümmerlichen Mittel: er läßt den Oberleutnant von der Kriegsakademie Reden halten, er läßt ihn am Vorabend des Duells eine Denkschrift verfassen, die wir glücklicherweise nicht in extenso zu lesen bekommen, er läßt den Adjutanten Tagebuchaufzeichnungen machen über die weisen kritischen Reden seines Obersten. Ja sogar der Kanonier Vogt denkt kleine Leitartikel. Und was sagen sie alle? Zeitungsweisheit abgestandenster Art, hundertmal gelesene Kannegießereien über Drill und Erziehung, über Parade und Gefecht u. s. w. Natürlich spielen dabei die Kavallerieattacken hoher Herren, die Fraglichkeit des Nutzens der Manöver und dergleichen Dinge, die wir ganz genau kennen, eine große Rolle. Wenn man diese Trivialitäten liest, fragt man sich, ob denn der Verfasser, der doch unser Heer kennt, wirklich glaubt, mit dieser Alltagsweisheit irgend Etwas beweisen zu können. Was an dieser Kritik richtig ist, ist auch von intelligenten Offizieren oft genug gesagt worden und unser Dichter weiß sicherlich ganz genau, wie viel Energie und Nachdenken auf die Modernisierung des Betriebs und die immer fortschreitende Einschränkung des Paradewesens zu Gunsten einer feldmäßigen Ausbildung verwandt wird. Wer in den Jahren des letzten Regierungswechsels Soldat war, weiß aus eigener Erfahrung, wie ungeheuer die Wandlung ist, die z. B. das Exerzieren der Infanterie durchgemacht hat, wie Vieles weggefallen ist, wie viel größer die Anforderungen an Schießtüchtigkeit, Marschfertigkeit, Selbständigkeit und Findigkeit der Unterführer und des einzelnen Mannes geworden sind. Und wer die militärische Litteratur verfolgt, weiß, wie hier immer weiter gearbeitet wird. Etwas Verkehrteres kann wohl nicht leicht gesagt werden, als daß unsre Armee im Gamaschendienst erstarre. Wenn aber noch ein gut Teil Drill beibehalten wird, wenn auf den Parademarsch und Dergleichen Wert gelegt wird, so sind eben die Ansichten über den Wert dieser Dinge sehr verschieden. Nur ein Fachmann, nicht aber ein Journalist mit billiger Tagesweisheit, kann ermessen, was diese Methode der militärischen Erziehung für den Ernstfall bedeutet. Könnte man doch einem solchen Kritiker einmal zur Probe eine Handvoll Leute zur Führung in kritischer Zeit anvertrauen — er würde vermutlich den Drill segnen, der ihm solche Führung überhaupt erst ermöglichen würde. Aber — wie es um die sachliche Frage stehen möge, in der wir gutes Zutrauen zu unsrer Heeresleitung haben — Beyerlein hat mit seinem Buche nicht nur nichts Neues zur Beurteilung beigebracht, sondern er hat nicht einmal die künstlerische Kraft bewiesen, seine Meinung durch Darstellung überzeugend wirken zu lassen.

Einen sehr ernsten Gegenstand berührt der Verfasser, indem er zu zeigen sucht, daß im Offizierkorps keine Freude am Beruf mehr zu finden sei. Teils wirke die Erkenntnis von der Zwecklosigkeit und Schädlichkeit des Betriebes lähmend, teils werde der Ernst und das Pflichtgefühl überwuchert und erstickt durch Genußleben, Luxus und Ideallosigkeit der Weltanschauung. Wenn der Verfasser Recht hätte mit seiner Meinung, so wäre es allerdings übel bestellt. Aber auch hier hat er uns nicht zu überzeugen vermocht. Daß auch unser Offizierkorps der neuen Zeit seinen Tribut zahlt, daß die alte Devise „Mit Gott für König und Vaterland“ heute bei Vielen umrankt ist von sehr modernen, aufgeklärten Gedanken, kann ja ohne weiteres zugegeben werden. Daß in der Armee eben so viele Männer ohne Glauben und ideale Weltanschauung vorhanden sind, wie in anderen Berufskreisen, ist nicht unwahrscheinlich. Wenn das Offizierkorps aber an sittlicher Kraft verloren hätte, so wäre das nur ein Symptom der allgemeinen Erscheinung, daß der Glaube und die Zucht der Väter in unserem Volke im Schwinden begriffen sind. Es fragt sich aber, ob dem Verluste an Nervenkraft und innerer Festigkeit nicht andere Gewinne gegenüber stehen, die der Verfasser zu buchen vergessen hat. Im Allgemeinen soll der „moderne Mensch“ sich ja erst bewähren, und Niemand kann sagen, wie er in der Stunde der Gefahr bestehen wird.

Jedenfalls hat der Verfasser, obwohl er das Offizierkorps mit wenig Liebe schildert, neben den verärgerten, verlebten, beschränkten und „kommissigen“ Batteriechefs einige Gestalten hingestellt, die zeigen, daß er selber nicht die wirklich vorhandene Tüchtigkeit und Berufsfreudigkeit in Zweifel zu ziehen wagt. Ich rede nicht von dem allzu weichen und haltlosen Reimers, der eine sentimentale Idealfigur ist; aber Männer wie Falkenhein, Güntz und Andere giebt es nicht nur in der Wirklichkeit, sondern sie sind sogar recht zahlreich vorhanden. Es ist ein Zeichen von Ungebildetheit und Beschränktheit, wenn man nicht im stande ist, bei Offizieren hinter manchmal befremdenden Manieren und einer seltsamen Ausdrucksweise die kräftige Intelligenz und Tüchtigkeit, den Ernst und die Entschlossenheit, mit der sie ihrem Berufe leben, zu erkennen. Es ist billig für einen Litteraten, mit den leicht zu beobachtenden Aeußerlichkeiten, die an vielen Offizieren den trefflichen Kern verdecken, erheiternde oder abschreckende Wirkungen zu erzielen. Einem Schriftsteller, der es ernst meint, sollte es nicht genügen, die Dinge so äußerlich zu behandeln, wie unser Verfasser es tut. Die jungen Leutnants sind bei ihm repräsentiert durch einen Laffen, den jedes Offizierkorps einstimmig als einen unmöglichen Kameraden kaltstellen und jeder Oberst bei erster Gelegenheit entfernen würde. Hier wäre nun wieder die Aufgabe für einen Dichter gewesen, durch eine reiche Fülle von Persönlichkeiten dem Leser ein Bild zu geben von der ungemeinen Vielseitigkeit unsres Offizierkorps, von der gegenseitigen Ausgleichung und Erziehung, von den zahllosen Abstufungen des Ernstes und der Tüchtigkeit — vom Gigerl bis zum Streber. Nichts davon — sondern nur eine Simplizissimus-Karrikatur bietet unser Dichter. Da ist es denn freilich leicht, zu klagen, die jungen Leute nähmen es zwar mit Vorrechten und äußeren Vorzügen ihres Standes ernst, aber nicht mit seinen Pflichten. Wer im stande wäre, einen Vergleich anzustellen zwischen der Pflichttreue der Rekrutenoffiziere und der der Studenten, Referendare, jungen Kaufleute oder Arbeiter — der würde vielleicht zu überraschenden Ergebnissen kommen. Daß mancher junge Leutnant, der nach durchschwärmter Nacht am allzu frühen Morgen in der Reitbahn oder auf dem Exerzierplatz zu erscheinen hat, dies nur mit innerstem Widerstreben tun wird, ist klar. Aber was beweist dies für die großen Dinge, um die es sich hier handelt? Nur die gehässige Tendenz kann verkennen, daß die haltlose Jugend und der gewagteste Leichtsinn in keinem anderen Stande solche Gegengewichte hat, wie im Heere. In keinem Beruf wird so jungen Männern eine so verantwortliche Arbeit auf die Seele gelegt, wie die Rekrutenerziehung es ist. Der junge Leutnant, der einige Jahrgänge von Rekruten ausgebildet hat, war seinem Vaterlande bereits sehr nützlich zu einer Zeit, wo der Student noch Nichts geleistet hat. Man kann nicht verlangen, daß ein zwanzigjähriger Mensch in jedem Augenblick diesen seinen schweren Beruf mit Wonne erfülle. Wenn er im Allgemeinen seine Schuldigkeit tut, so ist viel gewonnen für ihn wie für

die Armee. Klagen über mangelnden Ernst der Leutnants überlasse man getrost den vorgesetzten Offizieren, die für ihre Erziehung verantwortlich sind: im Munde eines Litteraten, der sein Leben in sogenannter „Freiheit“ verbringt, wirken sie einfach komisch. Und wenn der alternde Oberleutnant allmählich in der Monotonie des Dienstes mürrisch und verdrossen den faulen Frieden zum Teufel wünscht und radikalen Stimmen des Zweifels an seinem Beruf das Ohr leiht — was beweist das? Jeder Beruf fordert ein gut Teil Holzhackerarbeit und führt durch öde Strecken, Jeder der es mit seiner Aufgabe ernst nimmt, erkennt die Reformbedürftigkeit seines Standes und Berufszweiges. Je tüchtiger Jemand ist, um so lebhafter wird sich in ihm die Kritik regen. Wenn der Verfasser zeigt, daß diese Kritik allen guten Offizieren nahe liegt, so hat er damit nur zugestanden, daß unsre Armee so weit wie möglich von der Selbstzufriedenheit entfernt ist, die das Vorzeichen von Jena sein würde. Und wenn er diese zur Kritik erweckten Offiziere teils fahnenflüchtig werden teils in Verzweiflung enden läßt, so ist das glücklicherweise keine Darstellung der Wirklichkeit, sondern nur ein Ausdruck seiner eigenen pessimistischen Stimmung, die, von kläglicher Zeitungsweisheit gelähmt, keine Ahnung hat von der Kraft und Tüchtigkeit unsres Offizierkorps, das von Hohn und Haß unbeirrt schweigend seine Pflicht tut und unermüdlich an der Vervollkommnung des Heeres arbeitet.

Dem „deutschen Heere“ hat der Verfasser sein Buch gewidmet; er hat versucht, „so gerecht zu schildern, als es menschlicher Einsicht möglich ist“, in der „ehrlichen Ueberzeugung, dem Lande, dessen Sprache ich spreche und das ich liebe, nach meinen Kräften von Nutzen zu sein.“ An der ehrlichen und guten Absicht des Verfassers kann man keinen Augenblick zweifeln. Aber es bleibt bedauerlich, daß er bei seiner großen Begabung und bei unverkennbarem Ernst sich eine Aufgabe gestellt hat, die nur ein Mann ersten Ranges auf Grund reichster eigener Lebenserfahrung befriedigend hätte lösen können. Wenn er wirklich „Erlebtes“ in einer zwingenden, eigentümlichen Form geboten hätte, so hätte seine Kritik noch schärfer sein können. Wir hätten sie ertragen und hätten ihm das Recht des Dichters zuerkannt, zu sagen, was er leidet. Aber er hat sich zum Sprachrohr einer höchst unklaren, oberflächlichen und gewissenlosen öffentlichen Meinung gemacht und damit dieses Dichterrecht verscherzt. Und darum muß er sich die Frage gefallen lassen: glaubt er wirklich, mit dem Buche seinem Vaterlande einen Dienst geleistet zu haben? Daß es Reformen herbeiführen werde, wird er wohl selbst nicht meinen. Denn er hat Nichts gesagt, was wir nicht schon wüßten. Einen großen Schaden aber hat er seinem Volk angetan: er hat in weiten urteilslosen Kreisen das Vertrauen zu unserer Armee erschüttert und damit die Grundlage für alle Besserung untergraben.

Johannes Weiß

Die sozialdemokratischen Siege und die religiöse Arbeit unter den klassenbewußten Arbeitern

Vgl. Nr. 30 und 31

Das Jahr 1903 muß auch für die evangelische Kirche Deutschlands Epoche bilden. Es soll vor ganz neue, mächtige Aufgaben stellen, alte verrostete Vorurteile aber kurzerhand abtun. Drei Millionen sozialdemokratische Stimmen, der dritte deutsche Wähler daran beteiligt, die ungeheure Zahl von Stichwahlen mit Sozialdemokraten, selbst in Kreisen, die man im weiteren Deutschland für völlig unberührt von ihnen hielt, ihre starken Minderheiten, wo sie noch unterlagen — das beleuchtet Gegenwart und Zukunft. Es ist eben auf weite absehbare Zeit mit einem sehr starken sozialdemokratischen Volksleben als integrierendem Bestandteil deutschen Volkstums und einer für die Arbeiterschaft Deutschlands wesentlich bestimmenden sozialdemokratischen Kultur einfach zu rechnen. Aber Halt! sollen wir denn nun den Glauben an die religiöse Gewinnung der klassenbewußten Arbeiter bei Seite legen? Das wäre ein schöner bergeversetzender Glaube, das wäre ein einfaches Verzagen an der Geistesmacht Christi!

Wie sollen wir von wahrhaft christlichem Standpunkt das siegreiche, bleibende Wachstum der Sozialdemokratie beurteilen? Was sollen wir tun, um in Ehrlichkeit unserer religiösen Arbeitspflicht unter den modernen Arbeitern zu genügen? Ich gebe darauf die Antwort: Eine andere Beurteilung der Sozialdemokratie! Andere religiöse Mittel, dem klassenbewußten Arbeiter zu dienen!

Bis jetzt ist es so gewesen, daß weite Kreise des christlichen Bürgertums und viele Pastoren die Sozialdemokraten als böse oder wenigstens gänzlich verführt angesehen haben, als so eine Art „Zöllner und Sünder“, um die sich kein „Gutgesinnter“, auch kein „gutgesinnter“ Pastor recht kümmern darf, der gegenüber er bloß „Zeugnis abzulegen hat“. Diese Ansicht läßt sich dem volkslebenumfassenden Wachstum der Sozialdemokratie gegenüber einfach nicht aufrecht erhalten, ja es ist Sünde, sie zu hegen, wie es bereits Sünde war, sie gehabt zu haben. Der große Kern der Sozialdemokratie ist nicht die Hefe, sondern die geistige Elite des Arbeiterstandes. Wie kommt es denn, daß Millionen denkender, aufstrebender Arbeiter, eifrig im Beruf, brav in der Familie, überhaupt Sozialdemokraten werden konnten, ja in Ermangelung einer anderen großen, gleich energisch wirkenden Arbeiterpartei werden mußten? diese Frage muß man sich vor allen Dingen beantworten. Sollen die modernen Arbeiter etwa konservativ oder nationalliberal sein, oder sich dem Zentrum verschreiben?

Die nationalsoziale Richtung kam zu spät, Manches an ihr war der Arbeiterschaft noch zu fremdartig. Längst aber hatte die Sozialdemokratie ihr Herz durch kräftige Rüge von Notständen und Ungerechtigkeiten, von Kastengeist und Klassenrecht, durch Eifer in Gewerkschaften und Genossenschaften, durch Drängen auf starken Arbeiterschutz und Brotverbilligung, durch Bekämpfung indirekter Steuern u. A. gewonnen. Reaktionäre Umsturz- und Zuchthausvorlagen, polizeiliche Drangsalierungen der Gewerkschaften, Einschränkung des gesetzlichen Koalitionsrechtes durch überlebte Vereins- und Versammlungsgesetze aus den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in vielen Bundesstaaten, Klassenjustizurteile, Duellbegnadigungen, Offiziersausschreitungen, Zolltarif und vieles Andere erbitterten den Arbeiter — mit Recht. So wuchs die Sozialdemokratie, wie es in Nr. 30 heißt, als „die Arbeiterbewegung, die Trägerin der Emanzipation des vierten Standes und somit eines geschichtlich notwendigen Gedankens“. Die marxistische Idee von der Vergesellschaftung der Produktionsmittel im Programm ist, wie in Nr. 31 ganz richtig gezeigt wurde, den allerwenigsten sozialdemokratischen Wählern ein Glaubensartikel. Das „Endziel“ ist ein sehr blasses Zukunftsbild und manchmal noch Paradestück. So muß unser Urteil über die Sozialdemokratie, auf nüchterner Würdigung der sozialpolitischen Seite beruhend, lauten: Die Sozialdemokratie erfüllt trotz großer und schwerer politischer Fehler eine Pflicht am modernen Arbeiter, die dieser dankbar für lange, wenn nicht für alle Zeit anerkennen wird. Zu den politischen Fehlern ist zu rechnen: das fehlende Verständnis für die Selbstbehauptung der Nation in Heer und Flotte; die Scheu vor opportunistischem Paktieren, um das zur Zeit Erreichbare z. B. im Arbeiterschutz durchzusetzen; die Blindheit für den Kampf gegen die Ursachen der Wohnungsnot, die Bodenspekulation, auf bodenreformerischen Wegen; das dürftige Begreifen der gemeinsamen Interessen von Arbeitgebern und Arbeitern in der ungehinderten Entwicklung von Industrie und Handel; das häufige schlechtweg Aburteilen über Bürgertum und Unternehmer und Alles in einen Topf der Verdammung Werfen u. A. Den inneren Fortschritt zum Guten innerhalb der Sozialdemokratie aber beweisen neben der Selbstkritik des Marxismus durch den rechten sozialdemokratischen Flügel das ruhigere Rechnen mit den Gegenwartsverhältnissen; die parlamentarische steigende Mitarbeit an sozialpolitischen Vorlagen; die keimende Pflege von Tarifgemeinschaften mit den Unternehmern an Stelle der Streiks; die besonnenere Gewerkschaftsentwicklung, die unpolitischen Gewerkschaften wenigstens zustrebt; Anerkennung der Gewerbegerichte als Segen und unparteiische Haltung der Arbeiter als Beisitzer; Vertrauen zur staatlichen Fabrikinspektion, wenn sie die Gewerkschaften als legitime Or-

gane der Arbeiter anerkennt; öfteres Eintreten für paritätische Arbeitsnachweise, nüchternere Haltung in der antimonarchischen Stellung; Scheidung des politischen Parteiinteresses von der Religionsbekämpfung u. a. — Und nun die rechte Stellung der Kirche zur Sozialdemokratie? Dem Arbeiter darf aus seiner sozialdemokratischen Gesinnung kein Vorwurf gemacht werden. Die Kirche hat sich einer Bekämpfung der Sozialdemokratie durchaus zu enthalten. „Seid Sozialdemokraten, wenn ihr es für richtig haltet, wir verstehen auch, wie ihr es geworden seid, wir wollen auch Kastengeist und Klassenrecht bekämpfen, auch tiefe Besserung der Notstände, seid Sozialdemokraten — aber seid vor allem auch Christen", so soll die Kirche denken. Zerschmettert werden muß das furchtbare, aber nicht immer ganz unbegründete Vorurteil der Arbeiter, die Kirche sei selbst ein Hort des Klassengeistes — durch ein neues Verhalten der Kirche. Und dann mag die Kirche das wahre Christentum im Sinne Christi den Arbeitern herrlich entgegenleuchten lassen!

Aber mit welchen religiösen Mitteln kommt man ihnen nahe? Mit Predigt, Bibelstunden, Evangelisationsversammlungen, den gewöhnlichen kirchlichen Blättern, den Hausbesuchen der Geistlichen? — Die gewaltige religiöse Massenentfremdung der aufstrebenden Arbeiter sagt dazu Nein. Man muß das hören können. Und doch hat auch der heutige moderne Arbeiter religiöse Bedürfnisse. Es ist ein eisernes Caeterum censeo: andere, modernere, dem sozialdemokratischen Arbeiter verwandtere Mittel, ihm zu dienen! Freie Diskussionsabende! Geeignete Flugblätter! Eine neue modern-religiöse Arbeiterlitteratur mit freier, kühner sozialer Grundlage! Oeffentlich bewiesenes Verständnis für den modernen Arbeiter und das grundsätzliche Recht seiner Klassenbewegung ganz abgesehen von Fehlern der spezifisch sozialdemokratischen Form!*) Nur eine Kirche der entschlossenen, ganzen Brüderlichkeit Christi, die die Gleichberechtigung und Ebenbürtigkeit auch des Arbeiters verficht, um alle Volksschichten auf wahrhaft gemeinsamem gesellschaftlichen Boden einander dienen und sich ihrer Menschenwürde freuen zu lassen, die dem Sozialdemokraten gibt, was des Sozialdemokraten ist, und Gotte, was Gottes ist, die ihren Religionsunterricht nicht auf Dogmen alter Zeit, sondern auf das ewig neue Leben Christi und Christi Geist stützt — nur eine solche Kirche ist die Kirche einer besseren Zukunft. Soll eine große Zeit ein kleines Geschlecht an uns finden?

A v Broecker

*) Vgl. denselben Verfasser in 1901, Nr. 21: Ein Winter religiöser Diskussionsabende mit modernen Arbeitern. Auch 1902, Nr. 38, Sp. 907: Moderne Flugblätter für männliches Christentum. Ferner von anderer Feder 1903, Nr. 2: Reform unserer sozialen Tätigkeit. D H

Hustage

Prag, im Juli

Die diesjährigen Hustage sind vorüber, aber zu Ende sind sie nicht. Ja, es hat den Anschein, als begönnen sie im Grunde erst recht. Und da die deutsche Presse sich keineswegs teilnahmlos ihnen gegenüber verhalten hat, haben die Leser der Christlichen Welt wohl ein Recht darauf, kurz über die Lage im tschechischen Böhmen orientiert zu werden.

Wir müssen mit einer Erörterung der politischen Lage beginnen. Denn diese gerade ist in Deutschland so gut wie unbekannt, und doch ist sie die Voraussetzung zu alle dem, was in Böhmen im Augenblick geschieht. Ja nicht einmal in Deutschland allein, auch in Deutschböhmen ist das Urteil über die Wünsche und Strebungen im tschechischen Volk kaum zutreffend. Es liegt dies vor allem darin, daß die jungen, gemäßigten Parteien der europäischen Oeffentlichkeit gegenüber nicht litterarisch vertreten sind, während die Jungtschechen durch die Polemik mit Prager deutschen Blättern, durch Notizen der alttschechischen, deutsch geschriebenen „Politik", sowie durch Nachrichten, die sie in die Wiener Presse zu lancieren wissen, wohl bekannt sind. Sie haben sich den parlamentarisch bedeutungslosen, politisch einflußreichen Alttschechen, den Vertretern des Adels und des Klerus, neuerdings immer mehr genähert. Tatsache ist nun freilich, daß die Jungtschechen und ihre Helfershelfer schon geraume Zeit nicht mehr das ganze Volk repräsentieren. Ihre Politik, die in der Sprachenfrage fast vollständig aufgeht, befriedigt die Nation nicht mehr. Es ist zu offenkundig, wie schwer dadurch die materiellen und besonders auch die allgemein geistigen Interessen geschädigt werden. Diese Erkenntnis hat der Intelligenz in der tschechischen Nation sich schon lange aufgedrängt. Aber auch im Volke läßt der Einfluß der Jungtschechen merklich nach, so daß sie bei einer Ersatzwahl in Prag sogar vor kurzer Zeit glatt durchgefallen sind. Zu diesem Umschwung in einem bedeutenden Teil des Volks hat vor allem beigetragen, daß die Jungtschechen um der rein nationalen Politik willen die freiheitlichen Grundlagen ihres Programms völlig außer Acht gelassen hatten und mit Adel und Klerus — was ja fast dasselbe in Oesterreich ist — paktierten. Und doch haben sie seinerzeit gerade im Gegensatz zu Adel und Klerus auf der ganzen Linie gesiegt.

Die Opposition ist schon längere Zeit parteimäßig organisiert. Aber sie hat bisher noch keine Vertretung in anderen als tschechischen Blättern und die Folge davon ist, daß man in Deutschland sowohl wie zum Teil in Deutschböhmen die tschechische Nation einzig im jungtschechischen Lichte sieht. Es ist dabei zunächst auf die Sozialdemokraten zu verweisen. Die Staatsrechtler, die auch im Gegensatz zur jungtschechischen Partei stehen, wie die immer mehr erstarkenden Agrarier kommen in diesem Zusammenhang nicht in Betracht. Auch die tschechischen National-Sozialen sind nur ein radikaler Ableger der jungtschechischen Partei. Dagegen sind um so mehr die Realisten oder die „tschechische Volkspartei" zu nennen. Sie schart sich um den weit über die tschechischen Sprachgrenzen bekannten und geachteten Professor Masaryk, hat besonders unter der Intelligenz ihre Vertreter. Sie ist noch nicht im Reichsrat vertreten und geht zunächst darauf auch gar nicht aus. Sie kritisiert am schärfsten die unfruchtbare nationalistische Politik der Jungtschechen, will ernste politische Arbeit an Stelle politischer Tiraden, sieht auf politischem Gebiet klar die Notwendigkeit einer Verständigung mit den Deutschen als Grundlage jeder gedeihlichen wirtschaftlichen Entwickelung in Oesterreich und vertritt auf geistigem Gebiet den freiheitlichen Standpunkt, den die Jungtschechen schon lange verlassen haben. Ein politisches Horoskop zu stellen ist natürlich nicht unsere Absicht und nicht im Bereich unseres Urteils. Was wir klarlegen wollen, ist dies, daß im tschechischen Volk eine starke Strömung besteht, die im Gegensatz zu den Jungtschechen keine Kompromisse mit dem Klerikalismus will und in politischer Hinsicht nicht von jener chauvinistischen Verbohrtheit ist, die man bisher als Hauptcharakteristikum der tschechischen Nation anzusehen gewohnt war. Sie wird vor allem von den Realisten und der sozialdemokratischen Partei vertreten.

Die diesjährige große Husfeier ging nicht von ihnen, sondern von den Jungtschechen aus, die wollten vor dem Volk in einer großen, zu Nichts verbindenden Demonstration sich als freiheitlich gesinnt erweisen. Ihr Prestige zu befestigen, wurde am Nepomukstage, dem 16. Mai, der eine große Wallfahrt aus allen tschechischen Gauen alljährlich nach Prag führt, dem tschechischen Volk mitgeteilt, daß am 5. Juli die Grundsteinlegung zum Husdenkmal auf dem Altstädter Marktplatz in Prag vor sich gehen solle. Um das Denkmal geht seit vierzehn Jahren der Streit. Auf dem Altstädter Marktplatz steht eine große Mariensäule. Als Demonstration gegen dies Wahrzeichen der Gegenreformation wollte man auf dem durch protestantisches Blut getränkten Platz in gleichen Dimensionen dem nationalen Märtyrer ein Denkmal errichten. Es beweist die Macht der klerikalen Kreise, daß bisher dieser Plan nicht zur Ausführung gelangt ist, trotzdem schon lange die Konkurrenz für das Denkmal beendet war. Dies Jahr sollte endlich die Grundsteinlegung bringen. Es sah wie eine antiklerikale Demonstration aus. Schon in der Bekanntmachung des Plans am Fest der historisch recht zweifelhaften Volksheiligen konnte man solch eine Beziehung sehen. Und die Klerikalen schienen es auch als eine Herausforderung zu betrachten. Vom Erzbischof wurde als Ge-

gendemonstration eine Wallfahrt nach Velehrad in Mähren für den 5. Juli angesagt, die unter Führung klerikaler Adliger — die ja in den Hussiten eine „Bande von Mordbrennern" sehen —, aber sonst unter geringer Beteiligung tatsächlich stattfand. Die Entrüstung der klerikalen Kreise war kaum sehr echt. Der Verlauf der Husfeier schien jedenfalls eine Vereinbarung mit den klerikalen Kreisen durchaus zu bestätigen.

Schon die Wahl des Festredners wies darauf hin. Man erkor eines der ältesten Mitglieder des jungtschechischen Klubs, den Abgeordneten Eduard Grégr, der bekannterweise religiös indifferent gesinnt ist, und von dem eine Würdigung der religiösen Bedeutung Husens nicht zu erwarten war. Husens Bedeutung für die Humanität und Aufklärung, für die Schriftsprache und Litteratur, in nationaler Hinsicht — das war die Hauptsache. Der Vorsitzende des Denkmalausschusses war aber in seinen Konzessionen an die klerikalen Kreise noch viel offenherziger. Er feierte in Hus — den Verehrer der Jungfrau Maria, der er nun auch im Denkmal gegenüber stehen würde, und schloß — ein religiös indifferenter Mensch — damit, daß er erklärte, er spräche am besten im Sinne Husens, wenn er seine Hammerschläge begleite mit den Worten: Im Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes. Und seine Anhänger begleiteten jeden Schlag mit lautem „Bravo"!

Freilich hatte die Feierlichkeit nicht den Erfolg, den man in jungtschechischen Kreisen erhofft hatte. Im Gegenteil. Daß Grégr die Festrede halten sollte, war von den verschiedensten Seiten sofort verurteilt worden. Und die eben skizzierten Ausführungen Dr. Podlipnys erregten allgemeinen Unwillen über solches Streber- und Komödiantentum. Daß man Anderes wünschte und erwartet hatte, bewies die starke Teilnahme an allen Feiern, die die religiöse Bedeutung Husens betonten. Zunächst auf dem Land, wo fort und fort noch derartige Vorträge großen Zulauf finden. Aber auch in Prag. Am 30. Juni hielt die tschechische Volkspartei in Prag-Weinberge eine Sitzung ab, die, zunächst in kleinerem Kreis beabsichtigt, schließlich zu einer großen Versammlung von mehr als 500 Zuhörern anschwoll. Masaryk betonte — in einem zum größten Teil indifferenten Lande — die Notwendigkeit der Religion, die weder ein Erziehungsmittel für die Masse, noch ein bloßes Gefühl, noch reine Ethik, noch Kirchentum sei, sondern von jedem Menschen selbst erlebt werden müsse. Er fand bei einzelnen Männern Opposition; Klerikale und Sozialisten meldeten sich zum Wort. Freilich sei dazu bemerkt, daß die beste ernsteste Broschüre, die zu diesem Tage neu erschien, aus dem sozialdemokratischen Lager kam. Zum größten Teil war aber die Versammlung mit dem, was Masaryk sagte, durchaus einverstanden, ja ein Redner erklärte kurzweg der Versammlung, sie seien alle Lumpen, da sie doch schon lange sich innerlich von Rom getrennt hätten und doch äußerlich in der römischen Kirche blieben.

Größer noch war die Demonstration am Vorabend der Husfeier. Die Evangelická Beseda, das evangelische Kasino, hat schon seit 23 Jahren am Hustage eine Feier auf der Sophieninsel abgehalten. Man begann mit 60 Teilnehmern. Am 4. Juli d. J. waren es 3000 Zuhörer, von denen 70 Prozent Katholiken waren, obgleich diese der großen Illumination der Stadt dadurch verlustig gingen. Superintendent César und Pfarrer Bourrier sprachen unter dem größten Beifall der Versammlung in scharfem Gegensatz zu der offiziellen Feier und im ausgesprochen evangelischen Sinn. Das Auftreten Pfarrer Bourriers erhielt dadurch noch seine besondere Bedeutung, daß er wohl zum ersten Mal die hiesige Welt mit der protestantischen Bewegung in Frankreich bekannt machte, während man in Böhmen bisher infolge der unglücklichen Beziehungen der Jungtschechen zu den Pariser Nationalisten geneigt war, Frankreich als ein hochklerikales, leidenschaftlich nationalistisches Land zu betrachten.

Doch über den Wert von Versammlungen kann man streiten. Man kann jedenfalls auf ihren günstigen Verlauf nicht allzu große Hoffnungen begründen. Um so bedeutsamer war die Kundgebung, die Sonntag den 12. Juli die Blätter mitteilten. 33 Vereinigungen tschechischer Studenten, darunter alle großen, die überwiegende Mehrheit aller Hochschüler in sich schließenden Gesellschaften und die Redaktion der zwei studentischen Blätter, veröffentlichten unter dem 10. Juli einen Protest gegen die Art der Husfeier und richteten diesen an die tschechische Oeffentlichkeit. Sie erklärten, nur deshalb sich beteiligt zu haben, weil sie den Charakter des Fests als einer Feier des gesamten Volks nicht hätten stören wollen. Wenn sie nun aber schwiegen, wären sie „mitverantwortlich für die Manifestation, die geleitet war durch unedle Rücksichten auf die reaktionären Elemente und dadurch gefährlich sei sowohl der historischen Wahrheit als auch dem zeitgenössischen tschechischen Leben." Im Gegensatz zu der einseitigen Betonung der rein litterarischen und nationalen Bedeutung Husens verlangen sie, „daß der große Reformator ehrlich, ohne Lüge gefeiert würde, und daß die Husfeiern auf das tschechische Leben reinigend wirken sollten."

Wenn man bedenkt, was im Zusammenhang einer jungen, strebenden Nation die Studentenschaft bedeutet, wird man den Wert einer solchen Kundgebung nicht verkennen. Am allerwenigsten war man sich in jungtschechischen Kreisen darüber im Unklaren. Um die Wirkung zu vernichten, verfuhr man nach einem alten, noch immer wirksamen Rezept. Man inszenierte einen nationalen Skandal, dessen Wogen das Manifest der Studenten begraben sollte. Am gleichen Tage, dem 12. Juli, veröffentlichte das leitende Jungtschechenblatt, die Národni Listy einen viele Spalten langen Artikel gegen Protestanten und Realisten:

> Wir können der tschechischen Oeffentlichkeit die niederschmetternde Mitteilung nicht ersparen, daß der Versuch gemacht worden ist, der in gewissem Grade mit Erfolg verbunden war, einige tschechische .... Persönlichkeiten zu gewinnen und sie zum Werkzeug dieser Los von Rom-Bewegung zu machen durchaus im Sinn der alldeutschen Ziele dieser Bewegung.

Angebliche Beziehungen tschechischer Pfarrer zum Evangelischen Bund, Anwesenheit deutscher Gäste beiden Husfeierlichkeiten, der Besuch des realistischen Chefredakteurs des Čas im deutschen Kasino, das die Národni Listy später einmal als „verrufenes Haus" bezeichneten, schließlich die Einladung zu einer am 13. Juli in Leitmeritz geplanten Zusammenkunft deutscher und tschechischer Pfarrer mußten alle der Behauptung dienen, daß die Realisten am Husfest für den König von Preußen gearbeitet hätten. Ihre Absicht haben die Národni Listy teilweise erreicht. Vom studentischen Manifest spricht man nicht mehr. Dagegen fanden sie doch in der tschechischen Presse bei weitem nicht die Entrüstung, die sie bei der Veröffentlichung ihrer „niederschmetternden Mitteilung" erwartet hatten. Der jungtschechische Kulissendonner ist nicht mehr neu.

Der Čas nahm den Kampf energisch auf. Er beweist Nummer für Nummer, wie falsch unterrichtet die Národni Listy waren und so klein das Format des Čas gegenüber dem der Národni Listy ist, so macht er doch dem großen Gegner bös zu schaffen. Am 15. Juli ging aber die realistische Partei aus ihrer Defensivstellung heraus. Der Parteivorstand veröffentlichte zunächst einen Protest gegen den Charakter der Husfeier. Dann fährt er fort:

> 3. Was die Los von Rom-Bewegung anbetrifft, billigen wir in ihr nicht den Mißbrauch der Religion zu politischen und nationalistischen Zwecken. Wir werfen unserem Klerikalismus den Mißbrauch der Religion zu politischen Zielen vor, dasselbe werfen wir der Los von Rom-Bewegung vor. Gleichwohl erkennen wir in dieser Bewegung auch das religiöse Element an, und in dieser Hinsicht verteidigen wir die Gewissensfreiheit auch für den politischen Gegner. Wir weisen auch die jungtschechische Anklage gegen den hochverräterischen Charakter der Los von Rom-Bewegung zurück. Der Los von Rom-Bewegung hochverräterischen Charakter vorzuwerfen ist ebenso politische Kinderei wie die Anklage gegen unseren Panslavismus.
>
> 4. Als überzeugte Tschechen proklamieren wir völlig unverhüllt unser tschechisches Los von Rom. Wir erklären aber die religiöse Frage für individuell, die Partei tritt religiös und kirchlich nach dem Programm nicht auf. ... Da wir als Partei wie als Einzelne freiheitlich gesinnt sind, werden wir Fortschrittler auch in der Religion sein. Wir sind gegen den katholischen Klerikalismus, wir werden deshalb ebenso gegen den evangelischen Klerikalismus sein, unter Umständen auch gegen den orthodoxen und mosaischen. Wer Zweifel an den theologischen und ethischen Grundlagen des Katholizismus hat, muß demzufolge den mit gleichen Gründen gegen die gleichen Grund-

lagen in anderen Kirchen und Konfessionen Stellung nehmen. Wir werden nicht aus einer Halbheit in die andere Halbheit verfallen."

Es ist bezeichnend, daß die Národni Listy auf das Wesentliche dieser Kundgebung gar nicht eingehen. Um dem politischen Gegner den Garaus zu machen, verzapfen sie in geringen Dosen ihre recht zweifelhaften kleinlichen Informationen, die ihr Volk in Atem und in Entrüstung halten sollen. Auf den Kern der Sache gehen sie nicht ein — sie wissen, daß sie dort mit ihrer Polemik den entgegengesetzten Erfolg haben könnten. Wir haben gar keinen Grund uns mit diesem journalistischen Kleinkrieg zu beschäftigen. Er ist zum großen Teil reine Geschäftssache. Was den Beobachter interessiert, ist einzig dies, daß erstens die tschechische Studentenschaft fast ohne Ausnahme eine ernstere, religiöse Würdigung des Reformators verlangt, und daß zweitens eine ganze Partei, die wegen des Ernstes und der Tiefe ihrer politischen wie allgemein geistigen Anschauungen unter den urteilsfähigen Teilen des tschechischen Volks geschätzt ist, ein unpolitisches Los von Rom für die Tschechen proklamiert hat.

Dies ist die Situation. Was aus alle dem sich entwickeln wird, ist ja nicht zu sagen. Immerhin war der Boden für diese Gedankengänge vorbereitet. Die ungeheuerlichen Unterschlagungen in der klerikalen St. Wenzels-Vorschuß-Kasse, der Skandal des Olmützer Erzbischofs Kohn, in jüngster Zeit die Verurteilung einer durch ihre Marienvisionen weithin bekannten Person wegen Mordes hat doch Vielen die Augen geöffnet. So viel läßt sich jedenfalls schon heutzutage sagen, daß dieser ganzen Bewegung eine antiklerikale Stimmung eigen ist. Ob darum die protestantischen Kirchen sich allzu viel davon werden versprechen dürfen, scheint uns fraglich. Vielleicht erleben wir auf tschechischem Boden den interessanten Versuch, der selbsterlebten Religion neue Formen zu schaffen, einen Versuch, der alle die in besonderem Maße würde interessieren müssen, die die Spannung zwischen Religion und Kirchentum am eignen Leibe erfahren haben.

Und noch ein Anderes. Wenn es auch noch keine tschechische Los von Rom-Bewegung giebt, so kann es über kurz oder lang zu einer solchen kommen. Und dann wäre unser protestantisches Gefühl, das in letzter Zeit fast eine Ehe mit dem nationalen Gedanken geschlossen hat, vor ernste Aufgaben gestellt. Denn daß ein Konflikt bei Vielen eintreten würde zwischen dem Gefühl der politischen erbitterten Gegnerschaft und dem in den letzten Jahren bedeutend gestärkten protestantischen Bewußtsein, verhehlt sich wohl Keiner. Es wird dann darauf ankommen, wie weit die Männer, die nicht nach den Meinungen Anderer zu fragen pflegen, die Entscheidung für sich und Andere vorbereitet haben. Es wäre wohl zu raten, die Frage ernstlich zu erwägen, wie sich der deutsche Protestantismus zu entscheiden haben würde, falls eine tschechische Los von Rom-Bewegung Thatsache wird.

W E S

Verschiedenes

Wie reiste Paulus nach Damaskus? Ein kleines Fragezeichen. In Nr. 26, Sp. 505, lesen wir: Es war nach der Apostelgeschichte an einem Mittag, als er Damaskus näher ritt. Eine : . . Stille lag . . . über der Natur, nur vom Klappern der Hufe eintönig unterbrochen und noch fühlbarer gemacht."

Ich weiß, daß schon seit alter Zeit die Bekehrung von den Künstlern so dargestellt wird, daß Paulus dabei vom Pferde stürzt. Die Apostelgeschichte selbst aber giebt uns trotz Weinel nicht den geringsten Anhaltspunkt, uns Paulus reitend vorzustellen. Im Gegenteil läßt die Hervorhebung des Umstandes, daß sie ihn nachher an der Hand führen und nicht etwa wieder auf das Pferd oder in den Wagen setzen, eher Anlaß uns Paulus in jenem Augenblick zu Fuß gehend zu denken.

Ich weiß nicht, ob es eine kunstgeschichtliche Monographie über diesen einzelnen Augenblick aus dem Leben des Paulus giebt: eine hübsche Miniatur, Paulus einen Schimmel reitend, ist aus einer Pariser Handschrift durch Hoskier (Collation 1890) photographisch zugänglich geworden. Die alte Kirche feierte den Tag von Pauli Bekehrung am 25. Januar. In den Kirchenbüchern für diesen Tag und in den illuminierten Handschriften des Neuen Testaments müßte man nach Abbildungen suchen. Eberhard Nestle

Ich danke Herrn Professor Nestle für die freundliche Korrektur meines, allerdings nach anderen Darstellungen gezeichneten Bildes von der Stunde vor Damaskus. Meine Worte: „nach der Apostelgeschichte" sollten nur die Angabe und die Schilderung der Mittagsstunde rechtfertigen (22, 6; 26, 13), weil ich mit dieser Stunde, da der große Pan schläft, und mit ihrem Zauber, der sich für die Griechen in einem eigenen Mittagsgespenst verkörpert, die Vision erklärlicher machen wollte. Aber auch dafür wie für jeden Zug in dem Bilde verweise ich nochmals auf meine Worte: „Man male sich im Einzelnen den Vorgang aus, wie man will." Heinrich Weinel

Der Buddhismus in unserm modernen deutschen Geistesleben. Eine Studie von Robert Falke. Halle a. S., Eugen Strien 1903. 73 S. 1,50 Mk.

Die buddhistischen Stimmungen und Verwandtschaften in Schopenhauers, v. Hartmanns, Nietzsche's Ideen werden anschaulich geschildert und treffend kritisiert, das Wirken der theosophischen Gesellschaften wird dargestellt und zugleich etwas zu sehr mit dem Buddhismus identifiziert. Mancherlei Tendenzen unserer Zeit, die den buddhistischen Anschauungen entgegenkommen, werden fein beobachtet und zusammengestellt. Zu ihnen wird auch die „moderne Theologie" gerechnet. Und doch ist, was im „Schluß" dem Buddhismus entgegengesetzt wird, nichts anderes als ein Resume „moderner Theologie" nur in zu dürftigem Auszuge. Das Thema einzuschränken auf das moderne deutsche Geistesleben, war unmöglich und gelang dem Verfasser nicht, da die theosophische Bewegung bei uns Nichts ist als eine kleine Nebenwelle der indo-englischen. — Wodurch und wie dieser östliche Gedanken- und Stimmungen-Komplex auf moderne westliche Gemüter wirkt, kann man übrigens gut an Pierre Loti's neuem Werke L'Inde (sans les Anglais) studieren. Rudolf Otto

Philosophische Dichtungen. Gleich vielen Weltweisen, die er seine Meister nennt, hat auch Kurd Laßwitz den Weg von der Philosophie zur Poesie gefunden. Die Lehre Kants ist es, die ihn — wie vor ihm Schiller — zur Dichtung anregt und die ihm mit ihren tiefsten Gedanken für sein Träumen den Stoff giebt. Die Gesetze, die Ideen in ihren Beziehungen und ihrer Gültigkeit, die Formen sind ihm hier poetischer Gegenstand. Das Stofflose wird sein Stoff. Das Gestaltgebende wird ihm poetische Gestaltung. Was in der Wirklichkeit die Erfahrungen bedingend zu Stande bringt, was die Dinge der Welt schafft Einheit setzend in die Mannigfaltigkeit möglicher Erfahrung, das ist in seiner Dichtung selbst Ding. Die Idee läßt er Fleisch werden. Mit Freiheit tritt sie in die Erscheinung. Nicht als Allegorie. So oft auch im Einzelnen Laßwitzens Dichtung allegorisch wird, aufs Ganze gesehen ist sie es nicht. Er führt uns nicht dort hinauf, wo die reinen Formen wohnen, sondern er läßt Irdisches in jene Formen fließen. Der Beitrag der Sinnlichkeit, den er den Formen leiht, damit sie Erscheinung werden können, ist so stark, daß sie herab auf unsere Erde sinken und hier als phantastische Märchengestalten halb schweben, halb wandeln: leicht, frei, lebendig. Aber ihnen allen haftet etwas von der Kälte des erklügelten Begriffes an. Dafür entschädigt jedoch ein nie erschöpflicher flackernder Witz, der, wo die Leben schaffende Urteilskraft versagte, mit blendendem Lichte auch auf kalte Konstruktionen den Schein der Wärme strahlen läßt. Laßwitzens jüngste Dichtung, seine „Neuen Märchen" sind unter dem Titel Nie und immer 1902 (336 S. 4, geb. 5 Mk.) bei Eugen Diederichs in Leipzig erschienen.

F M Schiele

Dozentengottesdienste in Bonn vom Presbyterium erbeten, vom Konsistorium verwehrt. Herr Pfarrer Eckert in Strohsdorf hat uns freundlichst die Kritik zugeschickt, mit der er unsern so betitelten Artikel in Nr. 21 d. Bl. in Nr. 10 der Zeitschrift „Halte was du hast" begleitet hat. Ich muß durch einige Worte der Erwiderung danken.

Zunächst ist es unrichtig, daß „die oberste Kirchenbehörde" eine Entscheidung in der Sache gefällt habe: der Rekurs an den Berliner Oberkirchenrat steht noch frei; ob man ihn belieben wird, weiß ich nicht; die fragliche Entscheidung kommt vom Konsistorium in Koblenz.

Wenn sodann Herr Pfarrer Eckert das Verlangen der Dozenten zu predigen mit einer jüngst erfolgten Umgestaltung des Bonner Presbyteriums zu Gunsten des liberalen Elements in Zusammenhang bringt, so darf ich feststellen, daß 1. das Anerbieten der Dozenten zu Gottesdiensten schon seit mehreren Jahren datiert, und daß 2. das Presbyterium ausdrücklich alle Dozenten, auch die sogenannten positiven, von der Regierung geschickten, zu diesen Predigten aufgefordert hat. Wenn die letzteren — wie es scheint sämtlich — der Aufforderung nicht entsprochen haben, so darf man dafür nicht das Presbyterium verantwortlich machen. (Beiläufig: die Veränderung des Stimmenverhältnisses, die durch die letzten Neuwahlen im Presbyterium erzielt worden ist, darf für die prinzipielle Beurteilung unsrer Angelegenheit nicht in Anschlag gebracht werden. Denn für solche Effekte sind Wahlen da, und wenn bei dergleichen Veränderungen höchst ehrenwerte und verdiente Mitglieder der bisherigen Mehrheit ausscheiden, so geschieht dies vielleicht zum aufrichtigen Bedauern der siegreichen Richtung: aber c'est la guerre! Ich will dabei mich nicht im mindesten für dergleichen kirchliche Wahlkämpfe erklären, aber verfassungsgemäß sind sie doch wohl?)

Zum Dritten. Herr Pfarrer Eckert findet das Verlangen des Presbyteriums „nicht recht verständlich und in den beabsichtigten

Formen jedenfalls unerfüllbar", weil dann „die Gemeinde sich kostenlos für einen Teil des Jahres Hilfsprediger gewinnen würde: und das entspricht weder der Würde des Amtes noch der Dozenten, auch nicht den Grundsätzen eines geordneten Gemeindelebens." Ich meinte allerdings, die Berufung sei voll genügend auch ohne Bezahlung. Oder gereichten die unbezahlten Predigten von Nitzsch und Rothe ihrer Zeit irgendwem zur Unehre?

Viertens. Dozenten, die früher im geistlichen Amt standen, billigt Herr Pfarrer Eckert die Qualifikation für den begehrten Predigtdienst zu. Anders steht es seiner Ansicht nach mit solchen, die nur durch die Lizentiatur in die akademische Laufbahn eingetreten sind. „Diese stehen nicht im geistlichen Amte und unterliegen daher auch nicht der kirchlichen Disziplin. Inbezug auf sie ist die Entscheidung des Oberkirchenrates unanfechtbar, sie durfte gar nicht anders ausfallen, ohne die Interessen der Kirche arg zu verletzen durch Heranziehen eines Prädikantentums neben dem ordentlichen Amte, wie es im ersten Jahrzehnt der Reformation so manche Verwirrung angerichtet hat." Ich wiederhole, daß der Oberkirchenrat gar nicht entschieden hat. Im übrigen war diesem rein formalistischen Bedenken leicht zu begegnen. Alle die zum Predigen bereiten Dozenten sind entweder früher im praktischen Kirchendienst tätig gewesen oder haben die kirchliche Berechtigung zum Predigen durch Prüfung erworben. Hätte das rheinische Konsistorium daran Anstoß genommen, daß diese Prüfungen nicht vor ihm bestanden worden sind, vielleicht gar vor einer nichtpreußischen Behörde, so hätte man die Betroffenen leicht zu einem Kolloquium einladen können. Damit wäre diesem rigorosen Rechtseinwand Genüge geschehen.

Fünftens. Daß implicite die theologischen Dozenten, wenn sie staatlich angestellte Professoren werden, zu Geistlichen ordiniert und damit unter kirchliche Disziplin gestellt werden sollen, ist ein für die hochkirchliche Stimmung in manchen Kreisen sehr charakteristische, dem Muster der katholischen Kirche entlehnte Forderung.

Sechstens. Er bleibt dabei: 1. Akademische Theologen haben den Wunsch nach regelmäßiger Predigttätigkeit geäußert. 2. Ein Presbyterium hat sich diesen Wunsch zu eigen gemacht und ihre Berufung zum Predigtdienst in rechtlich zulässiger Form beantragt. (Sogar das Formular einer Berufsungsurkunde legte es dem Konsistorium vor.) 3. Das Konsistorium hat nach halbjährigem Besinnen die Bitte abgeschlagen, ohne irgend stichhaltige Gründe beizubringen. Insbesondre, den Unterschied von Geistlichen und Lizentiaten unter den Dozenten, auf den Herr Pfarrer Eckert das Hauptgewicht legt, hat das Konsistorium nicht gemacht.

Siebentens. Dieselbe Bonner Gemeinde hat durch dieselben Organe dem Evangelisten Keller aus Düsseldorf die Kanzel bewilligt, aber sie wird durch das Konsistorium verhindert, ordinierte Prediger zu hören, die ihre eigenen Presbyter sind!

Achtens. Kirchenbehörden sollen froh sein, wenn in unsern Tagen der Spannung zwischen Katheder und Kanzel Professoren sich zur Predigt drängen, und wenn es Gemeinde giebt, welche die solchem Verlangen so leicht entgegenstehenden Hindernisse zu beseitigen wissen.

R

Kleine Mitteilungen. Soeben ging uns zu: Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Von D. Lütgert. Berlin, Reich Christi-Verlag. Vgl. Nr. 26 u. 29 d. Bl.

Verantwortlicher Herausgeber: Dr. theol. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Ein akademisch gebildeter, unverheirateter Herr wird als aufsichtführender Lehrer, der zugleich englischen Unterricht erteilen kann, für Herbst an der **Deutschen Kolonialschule** gesucht. Meldungen an **Direktor Fabarius Witzenhausen.**

Zimmersche Anstalten. Prof. D. Dr. Zimmer Berlin-Zehlendorf

I. **Ev. Töchterheime**, wissenschaftliche Pensionate mit hauswirtschaftlicher oder pädagogischer Fachausbildung in Cassel, Wilhelmshöhe, Graz. [in Bonn.

II. **Ev. Lehrerinnenseminar** mit Internat

III. **Hellerziehungsheim**, Pensionat für nervöse j. Mädchen (Erziehung, Unterricht, fachärztliche Aufsicht) in Berlin-Zehlendorf.

IV. **Krampfkrankenheim Weisses Haus** für epileptische ꝛc. Frauen u. Kinder (Kur, Pflege und Erziehung) in Berlin-Zehlendorf.

V. **Sanatorium Heimathaus** für weibliche Nervenleidende in Berlin-Zehlendorf.

Dame, welche längere Zeit im Lehrerinnenberuf gestanden und des Englischen, Französischen und Schwedischen mächtig ist, **sucht wegen Taubheit andere Tätigkeit.** Besonders erwünscht **wissenschaftliche Hilfsarbeit.** Beste Empfehlungen. Anfragen zu richten unter **D. G.** an die Redaktion dieses Blattes.

Evang. Hospiz i. Ulm a. D.
Drei Minuten vom Bahnhof Zeitblomstr. 7. Eingang durch den Garten. Fremdenzimmer von 1—1,50 Mk. Gute Betten, ruhige Lage, Restauration parterre. Guter Mittagstisch von 60 Pfg. an und höher. Wein, Bier.

Wirtschaftliche Dame aus gebildeter Familie (29 Jahre alt) sucht zum 1. Oktober Stellung als **Vertreterin der Hausfrau** oder ähnlichen Wirkungskreis, am liebsten in einem Pfarrhause, in dem ihr die Erziehung kleiner Kinder anvertraut wird. Gehalt nach Vereinbarung. Angebote unter **Q. V.** an den Verlag.

Hauslehrerstelle im Ausland
in gebildeter Familie vom 1. Oktober an gesucht von cand. theol. Anfragen unter **R** an **D. Rade**, Marburg.

Kleiderraffer
über die Schulter zu tragen, in schwarz oder weiß, versendet gegen Einsendung von 90 Pf. portofrei **Friedrich Steffen, Niesky O. L.**

PIANOS von ℳ 350.— an.
Harmoniums von ℳ 80.— an.
Höchster Rabatt, kleinste Raten. Freie Probelieferung. 10jährige Garantie. Pianos und Harmon. zu vermieten; bei Kauf Abzug der Miete. Illustr. Kataloge gratis-frko.
Wilh. Rudolph, Giessen.

Die Kellerei Wolfer Waisenheim

sucht durch eigene Arbeit einen kleinen Teil der jährlich erforderlichen grossen Summen zur Unterhaltung der Anstalt
Wolfer Waisenheim
mit ihren 130 ev. Kindern zu erwerben. Es werden **nur gute, preiswürdige Moselweine** geführt, von 50 Pfg. an bis zu 4 Mk. hinauf. Wer ein gutes Werk im Stillen unterstützen will, ohne dass es ihn etwas kostet, der verlange die Preisliste und bestelle seinen Bedarf an Moselwein bei der
Kellerei Wolfer Waisenheim
zu Wolf a. d. Mosel Station: Traben-Trarbach

„Möchten doch viele Lehrer und Prediger sich erfüllen mit dem tapferen, männlichen, glühend hassenden wie liebenden, Vaterland und Gott mit gleicher Inbrunst umfassenden Geist, der aus den Auszügen: Ernst Moritz Arndt, Deutsche Art (Langewiesche, Düsseldorf, 170 S. 1,80 Mk.) zu uns spricht. Es wäre auch nicht ohne Interesse, die eigenartige Mischung zu untersuchen, die hier deutsche Leidenschaft und christliche Einfalt, Trotz und Demut, Freimut und gläubiges Beharren eingegangen. Vor allem aber beachte man die Verachtung des unsinnlichen Spiritualismus, dem die wuchtigsten Sprüche gelten! Müssten wir auf Kanzeln und Kathedern nicht ganz anders zeugen von dem Gott, der Eisen wachsen liess?"

So urteilt Prof. D. Baumgarten in der „Monatsschrift für kirchliche Praxis." Darf da der Verleger bitten, man wolle sich der kleinen Mühe unterziehen, und das Buch in irgend einer Buchhandlung zur Ansicht zu bestellen? Man wird kaum entäuscht sein. Vielleicht benutzt man die Gelegenheit sich auch die in derselben Sammlung erschienenen Auszüge aus den Werken Luthers (:„Denn der Herr ist dein Trotz":) und Carlyles („Arbeiten und nicht verzweifeln") zur Ansicht vorlegen zu lassen.

Soeben erscheint:
Die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben. Vortrag, gehalten auf der zweiten Eisenacher Gemeinschafts-Konferenz 1903 von **D. Lütgert,** Professor der Theologie in Halle. 27 Seiten. 75 Pfg.
Reich Christi Verlag **Berlin W. 10**

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Soeben erschienen:

Charakter und Tendenz
des
Johannesevangeliums

Von

D. W. Wrede
Professor an der Universität Breslau

8. **1903.** M. 1.25

(Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte. 37)

Was soll die Gemeinde
aus dem
Streit um Babel und Bibel lernen?

Ein Vortrag

von

D. Karl Budde
Professor der Theologie an der Universität Marburg

Klein 8. **1903.** M. —.60

Die paulinische Erlösungslehre
im Konfirmandenunterricht

Von

Lic. **F. Niebergall**
Privatdozent in Heidelberg

8. **1903.** M. 1.60

Zur äusseren und inneren Mission

Vermischte Vorträge und Aufsätze

von

† P. E. Lucius
Professor der Kirchengeschichte an der Universität Strassburg

8. **1903.** M. 2.—

San Remo

Für die Deutsch evangelische Gemeinde von Sanremo wird ein erfahrener **Geistlicher** mit guter Gesundheit für das Winter-Halbjahr 15. Oktober bis 15. Mai 1903/1904 gesucht, wonach eventuell längere Anstellung erfolgt. — Gehalt 3000 Lire, Dienstwohnung nicht vorhanden, ebenso wenig Pensions- und Wittwenkasse. Bewerber wollen sich an **Adolph Thiem, Villa Thiem in Starnberg, Bayern** wenden.

Soeben erschien in zweiter Auflage:

F. W. Dörpfeld.

Aus seinem Leben und Wirken
Von **A. Carnap,**
geb. Dörpfeld

600 Seiten. 4 M., geb. 4,50 M.
Verlag von **C. Bertelsmann** in **Gütersloh.**
Prospekt mit zahlreichen Besprechungen kostenlos durch jede Buchhandlung

---

Preußischer Beamten-Verein
in Hannover
(Protektor: Seine Majestät der Kaiser)

Lebensversicherungs-Gesellschaft für alle deutschen Reichs-, Staats- und Kommunalbeamte, Geistliche, Lehrer, Lehrerinnen, Rechtsanwälte, Aerzte, Zahnärzte, Thierärzte, Ingenieure. Architekten, kaufmännische und sonstige Privat-Beamte.

Versicherungsbestand 237164357 M. Vermögensbestand 75100000 M.
Ueberschuß im Geschäftsjahre 1902: 2512526 M.

Alle Gewinne werden zu Gunsten der Mitglieder der Lebensversicherung verwendet. **Die Zahlung der Dividenden, die von Jahr zu Jahr steigen und bei älteren Versicherungen bereits 80 bis 90%, der Jahresprämie betragen, beginnt mit dem ersten Jahre.** Betrieb ohne bezahlte Agenten und deshalb die niedrigsten Verwaltungskosten aller deutschen Gesellschaften.

Wer rechnen kann, wird sich davon überzeugen, daß der Verein unter allen Gesellschaften die günstigsten Bedingungen bietet.

Zusendung der Drucksachen erfolgt auf Anfordern kostenfrei durch **Die Direktion des Preußischen Beamten-Vereins in Hannover**

Bei einer Drucksachen-Anforderung wolle man auf die Ankündigung in diesem Blatte Bezug nehmen.

Nassau a. Lahn. **Hauswirtschaftliches Institut mit praktisch-wissenschaftlicher Fortbildung** von **Frl. E. Kühn,** staatl. gepr. Haushaltslehr. u. Verf. d. „Haushaltungslehre", u. **Frl. L. Maßmann,** staatl. gepr. Handarbeits- u. Turnlehrerin. Reiche Erfahrung, herrliche Lage, christliches Familienleben. Vorzügliche Referenzen. Prospekte mit Ansicht zu Diensten. Aufnahme Oktober und April. Jahres- u. ½ J.-Kurse. Preis p. a. Mk. 900, p. Semester Mk. 500.

Dampfmolkerei Eilerthal E. G. zu Zwinge am Harz

liefert feinste Tafelbutter aus pasteurisierter Vollmilch bei regelmäßiger Abnahme

das ganze Jahr 120 Pfennig

Packetporto extra; Verpackung und Nachnahmegebühr unberechnet.

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen und Leipzig

Zeitschrift für
Theologie und Kirche

in Verbindung mit

D. **A. Harnack,** Professor der Theologie in Berlin, D. **W. Herrmann,** Professor der Theologie in Marburg, D. **J. Kaftan,** Professor der Theologie in Berlin, D. **M. Reischle,** Professor der Theologie in Halle a. S., D. **K. Sell,** Professor der Theologie in Bonn

herausgegeben von

D. J. Gottschick
Professor der Theologie in Tübingen

Abonnementspreis jährlich (6 Hefte) M. 6.—. Einzelne Hefte M. 1.50

Dreizehnter Jahrgang 1903
Viertes Heft

Inhalt:

Ethische Grundfragen des evangelischen Christentums. Einige Betrachtungen beim Studium von Herrmanns Ethik. Von E. Billing, Dozent in Upsala.

Gott und die Natur. Von Lic. E. Stuckert, Pfarrer in Neunkirch, Kt. Schaffhausen.

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg